Vorstellungs- und Gefühlskontrast.

Ein Beitrag

zur

Unterscheidung der Kontrasterscheinungen.

Inaugural-Dissertation

der

philosophischen Fakultät (Section I)

der

Ludwig-Maximilians-Universität zu München

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Wilhelm Wirth

aus Wunsiedel.

Leipzig.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

1898.

Sonder-Abdruck aus
„Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane".
Bd. XVII.
Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Das sogenannte allgemeine psychologische Contrastprincip.

Der psychische Vorgang, den wir bei der Wahrnehmung der äufseren Objecte erleben, ist naturgemäfs von zwei Factoren abhängig, nämlich von der Beschaffenheit der Objecte und von der Verfassung unserer Persönlichkeit im allgemeinsten Sinne des Wortes. So mufs es denn fortwährend vorkommen, dafs die nämlichen Objecte zu verschiedenen Zeiten einen anderen psychischen Effect erzielen, wenn die Verfassung der Persönlichkeit in jenen Zeitpunkten sich verschieden gestaltet. So halten wir z. B. häufig die nämlichen objectiven Grade von Qualitäten für verschieden, die gleichen äufseren Verhältnisse erwecken in uns die verschiedensten Gefühle u. s. w.

Ein grofser Theil dieser Modificationen, welche die Auffassung von Objecten in Folge der jeweiligen Verfassung der Persönlichkeit erleidet, fällt nun nach der Meinung vieler Psychologen unter die Wirkungen eines ganz besonderen Principes innerhalb des Vorstellungs- und Gefühlslebens. Die Auffassung der objectiven Thatbestände und die einzelnen psychischen Zustände sollen ganz allgemein durch das sogenannte Contrastgesetz beeinflufst werden. Sehr häufig findet man dieses Princip citirt, ohne dafs es selbst vor seiner Anwendung näher auf seinen eigentlichen Sinn und seine Berechtigung untersucht worden wäre. Man scheint es dabei vielmehr als eine bekannte Thatsache anzusehen, die in der Natur der Psyche wurzele und keiner weiteren Erklärung bedürfe. Die erste ausführlichere Behandlung finden wir bei Fechner im zweiten Bande seiner „Vor-

schule der Aesthetik" beim „Princip des ästhetischen Contrastes."[1]

Wegen ihrer Wichtigkeit für die folgenden Ausführungen darf ich die betreffende Stelle wohl wörtlich anführen: „... So übt schon rücksichtslos auf ästhetische Mitbestimmung der Gegensatz von Schwarz und Weifs, Roth und Grün eine Wirkung auf das Auge, die nicht als Summe der Wirkungen erklärt werden kann, welche Schwarz und Weifs, Roth und Grün für sich zu äufsern vermöchten, und vermöge deren das Schwarz schwärzer, das Weifs weifser etc. erscheint, als für sich betrachtet. So erscheint ein grofser Mann einem Riesen und vollends einem Volk von Riesen gegenüber klein, ein kleiner Mann einem Zwerge oder Zwergenvolk gegenüber grofs. .... Was nun in dieser Beziehung von ästhetisch indifferenten Reizen gilt, gilt auch von ästhetisch differenten, so dafs man im Allgemeinen sagen kann: Das Lustgebende giebt um so mehr Lust, je mehr es in Contrast mit Unlustgebenden oder weniger Lustgebenden tritt, wozu ein entsprechender Satz für das Unlustgebende tritt ..."

Die Veränderungen des Farbencharakters bei gleichbleibendem physikalischen Reize, die man gewöhnlich als Farbencontraste bezeichnet, sodann die Verschiebungen in der quantitativen Schätzung der Merkmale eines und des nämlichen Wahrnehmungsobjectes, und endlich die Gegensätze innerhalb des Gefühlslebens, welche wir kurz Gefühlscontraste nennen wollen, sind also hiermit von Fechner insgesammt als die Folgen e i n e s psychologischen Principes gekennzeichnet.

Dieser Zusammenfassung der erwähnten Erscheinungen hat sich auch Höffding angeschlossen.[2] Die Empfindungen sind für ihn ihrer Qualität nach niemals unabhängig von einander, es besteht ein sogenanntes Beziehungsgesetz, dessen Wirkung sich ganz analog derjenigen des Contrastprincipes gestaltet. Es findet Anwendung auf die Temperaturempfindungen, das Bewufstsein von Ruhe und Bewegung, die Farbenempfindungen und andere, endlich aber auch auf die Gefühle der Lust und Unlust.

Was nun die genannten Autoren hiermit leisten, besteht in Wahrheit einzig darin, dafs sie alle diejenigen Fälle unter eine

---

[1] II, S. 231.

[2] Höffding, Psychologie, S. 146 ff. u. S. 383 ff.

Klasse zusammenfassen, in denen beim Zusammentreffen irgendwie gegensätzlicher Bewufstseinsinhalte der zwischen ihnen bestehende Gegensatz gesteigert erscheint. Aber jene Psychologen wollen nicht blos eine solche äufserliche Zusammenfassung geben. Wenn Fechner die eine Gruppe von Fällen durch den Hinweis auf die andere zu erklären meint, oder Höffding die ganze Gruppe als Specialfall seines allgemeinen Beziehungsgesetzes erklärt, so wird damit doch all diesen Erscheinungen eine innere Verwandtschaft zugeschrieben. Noch deutlicher tritt die letztere bei denjenigen Autoren hervor, die aus dem vermeintlich nun einmal gegebenen Contrastgesetz auch bereits zu deduciren suchen. In solchen Fällen, in denen an irgendwelchen Bewufstseinsinhalten eine noch unerklärte Steigerung oder Verminderung trotz gleicher äufserer Reize zu Tage tritt, sucht man irgend eine Gegensätzlichkeit zu constatiren, und glaubt damit die vorliegende Steigerung oder Herabminderung nach dem allgemeinen Contrastprinzip erklärt zu haben. In dieser Weise ist z. B. Müller-Lyer in seiner Erklärung gewisser optischer Täuschungen vorgegangen.[1] M. will die scheinbare Vergröfserung oder Verkleinerung von räumlichen Extensionen analog dem Farbencontraste aus deren gegenseitigem „Contrast" erklären. Er glaubt zu finden, dafs von zwei senkrecht zu einander stehenden oder entgegengesetzt laufenden Extensionen immer die gröfsere überschätzt, die kleinere hingegen unterschätzt wird. Dies erklärt er damit, dafs er den Wahrnehmungen der in dieser Weise gegensätzlichen Extensionen gegensätzliche psychophysische Processe zu Grunde legt, die sich dann wie beim Farben- und Helligkeitscontrast gegenseitig steigern sollen. Dem Contrast der Qualität, Intensität und Dauer soll so der Contrast der Extension als Folge desselben Principes an die Seite gestellt werden.

Am unzweideutigsten sind die Contrasterscheinungen jedoch von Wundt unter ein allgemeines Gesetz gefafst worden. W. trennt in seinem „Grundrifs der Psychologie"[2] zwar den physiologischen Farbencontrast von der psychologischen Contrastwirkung ab. Die letztere besteht dafür aber auch für ihn in der gröfsten Allgemeinheit als eines der „Beziehungsgesetze". Selbst der Ausfall der Contrastwirkung auf dem Tongebiet soll

[1] *Archiv für Physiologie* von Du Bois-Reymond, 1889, Suppl. S. 263 ff. und *Zeitschrift für Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane* IX, S. 1.

[2] § 17, 11—13, S. 303; § 23, 6, S. 379; § 24, 4, S. 383.

nur einer besonderen Gegenwirkung, nämlich dem absoluten Tongedächtnifs der meisten Menschen entspringen. Vor Allem folgen „die Gegensätze der Gefühle in ihrem Wechsel dem allgemeinen Gesetz der Contrastverstärkung". Von den subjectiven psychischen Erfahrungsinhalten „überträgt" sich dann diese Wirkung auf die Vorstellungen und ihre Elemente. Insbesondere wird nun aus diesem Contrastgesetz von W. auch deducirt. Die Entwickelungsfolge entgegengesetzter Temperamente im Verlauf des menschlichen Lebens soll sich auf jene Contrastverstärkung zurückführen, da ihretwegen gerade die entgegengesetzten Gefühle durch die bisherigen eine besondere Verstärkung erfahren und dadurch zuletzt die Oberhand erlangen müssen. Auch die starke Lust bei der Komik hat W. aus dem Contrastprincip folgendermaafsen deducirt[1]: „.... So entsteht ein Wechsel der Gefühle, bei welchem jedoch die positive Seite, das Gefallen, nicht nur vorwiegt, sondern auch in besonders kräftiger Weise zur Geltung kommt, wie alle Gefühle durch den unmittelbaren Contrast gehoben werden."

Bei allen, die eine derartige Contrastwirkung annehmen, finden wir also etwa den folgenden allgemeinsten Sinn dieses Principes vor: Wenn irgendwelche Bewufstseinsinhalte der nämlichen Gattung, die von einander in einer bestimmten Richtung abweichen, neben einander oder auch nach einander gegeben sind, so steigert sich ihr Unterschied. Eine solche allgemeine Gesetzmäfsigkeit, aus der man dann allenfalls auch deduciren könnte, wäre nun aber doch nur dann gegeben, wenn sich zeigte, dafs in der Steigerung jedesmal der nämliche psychische Vorgang vorläge, und dafs dieser Vorgang überall eine solche Steigerung bewirke. Soll dies aber dargethan werden, so müssen die Erscheinungen, welche zu jenem Gesetz zusammengefügt wurden, zunächst einmal einzeln vorgenommen und darauf hin betrachtet werden. Es wäre ja möglich, dafs nur eine rein äufserliche, zufällige Aehnlichkeit der Erscheinungen vorläge, während die Principien, die den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegen, gar nichts miteinander zu thun hätten.

Mit dieser Untersuchung wäre dann zugleich der Versuch von Sante De Sanctis[2] kritisirt, der nicht blos eine gegen-

---

[1] Physiologische Psychologie II, S. 249.

[2] Sante De Sanctis, I Fenomeni di Contrasto in Psicologia, Roma 1895.

seitige Steigerung der einmal gegebenen gegensätzlichen Momente annimmt, sondern geradezu ein Gesetz der Association durch das Contrastverhältnifs aufstellt, das besonders für die Psychose, dann aber auch für das normale seelische Leben gelten soll. De Sanctis geht allerdings mehr darauf aus, eine Tendenz des psychischen Zustandes zum Umschlag ins Gegentheil zu constatiren. Die bisher erwähnten Autoren rechnen dagegen zunächst nur mit den Fällen einer gegenseitigen Steigerung der durch sonstige objective Verhältnisse entstandenen Gegensätze. Zwischen diesen beiden Erscheinungen ist aber wohl keine scharfe Grenze zu ziehen.

Auch Wundt gelangt vom Principe der Contraststeigerung aus zu einem Gesetz, dafs sich das psychische Leben auch in gewissem Sinne in Contrasten entwickele. Und Höffding erklärt mitunter die Steigerungserscheinungen gerade wie De Sanctis durch eine Tendenz des Umschlages ins Gegentheil. Umgekehrt hält sich De Sanctis zunächst an jene Gruppen der Contrastfälle in dem zuerst erwähnten Sinne.

Heymans, dem früher[1] ganz besonders die „alle psychologischen Erscheinungen umspannende Thatsache der Contrastwirkung" als eine „vera causa" galt, hat in neuester Zeit[2] sich dahin erklärt, dafs er die Contrasterscheinungen alle einzeln für sich betrachtet und erklärt wissen will. Die bei der Entstehung der Arbeit noch nothwendige Polemik gegen ihn fällt daher insoweit hinweg, als es sich um das allgemeine Contrastprincip handelt. Es bliebe nur noch die besondere Contrasterscheinung bei Bewegungstendenzen für sich zu untersuchen, die H. in Folge bekannter optischer Täuschungen annehmen zu müssen glaubt.

Bevor ich aber auf die einzelnen Gruppen der Fälle selbst eingehe, möchte ich noch kurz den Versuch besprechen, das Contrastgesetz in seiner obigen Formulirung seinerseits wieder unter ein noch allgemeineres Beziehungsgesetz zu subsumiren und es dadurch sozusagen a priori wahrscheinlicher zu machen. Höffding hat ja ein solches allgemeines Beziehungsgesetz aufgestellt, wonach die einzelnen Empfindungen in ihrer Entstehung und Qualität von einander abhängig seien. Dieses Gesetz ent-

---

[1] *Zeitschr. für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane* IX, S. 221.

[2] *Ebenda* XIV, S. 101 ff.

springt aber selbst einer rein äufserlichen Zusammenfassung aller möglichen, zum Theil von einander unabhängigen Thatsachen, die mit dem Zusammensein von Empfindungen im Bewufstsein gegeben sind. Die eine dieser Thatsachen ist die Zusammenschliefsung aller Empfindungen einer und derselben Persönlichkeit zur Einheit des Bewufstseins.[1] Bei diesem Erlebnifs ist natürlich von einer gegenseitigen Veränderung der Qualität dieser zur Einheit verbundenen Empfindungen keine Rede. Dennoch scheint H. die gegenseitige Beeinflussung bereits bei dieser Beziehung der Inhalte zueinander für wesentlich zu halten, wenn er bei der Charakterisirung dieses innigsten Zusammenhanges sagt: „zwischen meiner Empfindung des Roth und eines anderen Empfindung des Blaugrün ist kein Contrastverhältnifs möglich."

Eine weitere hierher gerechnete Thatsache, aus der insbesondere die Veränderung der Qualität nach dem Contrastprincip erklärlich werden soll, besteht darin, dafs Empfindungen als solche häufig nur dann bemerkt oder beachtet werden, wenn sie in einem gewissen Gegensatz zu Vorhergehendem oder Gleichzeitigem stehen. Diese Wirkung des Gegensatzes besteht wohl zu Recht, und wird später genau darauf eingegangen werden müssen. Hier ist nur so viel von Wichtigkeit, dafs der Unterschied der Aufmerksamkeitsgrade, die ein Object für sich in Anspruch nimmt, mit Unterschieden der „Qualität" oder „Intensität" im sonstigen Sinne nichts zu thun hat. Wir sind uns bewufst, ein und die nämliche Qualität oder Intensität bald mehr, bald weniger beachten zu können. Mit einer gegenseitigen Beeinflussung der Aufmerksamkeitsstufe ist also keine Veränderung der inhaltlichen Qualität gegeben, wie sie z. B. bei den Farbencontrasten vorliegt.

Endlich wird auch noch das Weber'sche Gesetz von Höffding mit in jenes Beziehungsgesetz hineingenommen. Dasselbe steht natürlich fürs erste mit der gegenseitigen Beeinflussung der Aufmerksamkeitsstufen in keinem Zusammenhang. Es setzt vielmehr voraus, dafs wir den verschiedenen Empfindungen, die verglichen werden sollen, die gleiche volle Aufmerksamkeit zuwenden. Es sagt, wie auch Meinong ausdrücklich betont hat, nichts weiter aus, als dafs ein bestimmtes Verhältnifs der Reize

[1] a. a. O. S. 153.

vorhanden sein mufs, um gleiche Verschiedenheit vorfinden zu lassen. In Folge dessen sagt es also auch zweitens nichts über eine gegenseitige qualitative Abhängigkeit der Empfindungen in dem Sinne aus, dafs gleiche Reize je nach den vorhergegangenen Reizen verschiedene Empfindungen auslösen könnten. So kann man also auch WUNDT nicht beistimmen, der sein Gesetz der Contrastverstärkung als besonderen Fall des WEBER'schen Gesetzes ableiten will. Auch MEINONG würde wohl diese „Contrastdeutung" ebenso wie andere „Deutungen" des WEBER'schen Gesetzes mifsbilligen.

Alles, was also von HÖFFDING aufser der gegenseitigen qualitativen Contrastwirkung der Empfindungen, die bewiesen werden soll, in das Beziehungsgesetz hineingebracht worden ist: die Zusammenschliefsung der Empfindungen zur Einheit des Bewufstseins, die gegenseitige Beeinflussung der Aufmerksamkeitsstufen und das WEBER'sche Gesetz, hat mit der zu beweisenden Thatsache einer qualitativen Verschiebung nichts zu thun. Diese gegenseitige Beeinflussung der Empfindungen und Gefühle nach dem Contrastgesetz bliebe daher ein besonderer Vorgang für sich. Im Folgenden sollen aber nun wiederum diese Contrasterscheinungen selbst auf ihre Zusammengehörigkeit geprüft werden.

Die einzelnen Gruppen derselben werden dabei in der Reihenfolge durchgenommen werden, wie sie von FECHNER an der vorhin erwähnten Stelle aufgezählt worden sind. Das sog. Contrast-Associationsgesetz ist dann gleichzeitig mit beurtheilt.

Der Wahrnehmungscontrast.

An erster Stelle werden bei der Besprechung der Contrastwirkungen, von FECHNER sowohl als von den meisten anderen, diejenigen Erscheinungen im Gebiete unserer Gesichtswahrnehmungen erwähnt, die man unter dem Namen des *simultanen und des successiven Farbencontrastes* zusammenfafst. Ein sich gleichbleibender physikalischer Farbenreiz erzeugt eine verschiedene Farbenempfindung je nach der Farbe, die gleichzeitig auf einer benachbarten oder vorher auf der nämlichen Netzhautstelle erregt wurde.

In all den Fällen, wo eine solche Farbencontrastwirkung festgestellt wird, liegt eine Vergleichung von *Empfindungen* vor. Es wäre nun ganz in abstracto die Möglichkeit gegeben,

dafs die Empfindungen selbst nicht verschieden wären, und nur unser Vergleichsurtheil durch irgendwelche hinzutretende Momente so modificirt würde, dafs eine gröfsere Verschiedenheit als die thatsächlich stattfindende constatirt würde. Auf eine Untersuchung dieser Möglichkeit brauchen wir jedoch heute nicht mehr einzugehen. Wir dürfen wohl die physiologische Erklärung als die jetzt geltende annehmen, wobei wir dahingestellt sein lassen, ob bei dem successiven Contrast die Theorie der Ermüdung ausreiche, oder, wie wir allerdings annehmen, noch eine positive Wirkung hinzutritt.

Es ist nun von Wundt, der im Allgemeinen den Farbencontrast ebenfalls als einen rein physiologischen Vorgang abgesondert wissen will, der Versuch gemacht worden, den psychologischen Farbencontrast an Stelle jenes allgemeinen physiologischen Contrastes wenigstens für den simultanen Contrast zu retten.[1] Dadurch soll sein allgemeines psychologisches Contrastgesetz eben doch auch für die Farbenempfindung nachgewiesen werden. Als psychologisch soll sich dabei die Contrastwirkung dadurch erweisen, dafs sie durch Vergleichung mit einem unabhängig gegebenen Object aufgehoben werde. Zugleich erreiche sie nicht bei den gröfsten Helligkeits- und Sättigungsgraden ihre höchste Stufe, wo der rein physiologische Contrast besonders wirkt, sondern in den mittleren Graden. Es wird in der bekannten Weise ein graues Quadrat auf schwarzem und daneben ein gleich graues Quadrat auf weifsem Grunde befestigt, und das ganze mit Seidenpapier überdeckt. Das Quadrat auf schwarzem Grunde sieht dann hell, das auf weifsem Grunde dunkel aus. Dieser Unterschied entsteht nun nach Wundt wesentlich aus rein psychologischen Gründen; denn er soll beim Vergleich beider Quadrate mit einem schwarzen Cartonstreifen, der ebenso mit Seidenpapier überkleidet und an beide Quadrate verbindend gelegt ist, fast vollständig verschwinden.

Eine solche Aufhebung der Contrastwirkung konnte ich aber ebensowenig wie andere befragte Personen feststellen, wobei ich freilich die Möglichkeit eines Mifsverständnisses von Wundt's Versuchsanordnung nicht völlig ausschliefsen will. Wurden alle Bedingungen zur Wahrnehmung einer simultanen Contrastwirkung möglichst eingehalten, also mit ausgeruhtem Auge ein fixiren-

[1] Grundrifs der Psychologie, § 17, 11, S. 303.

der Blick auf das Ganze geworfen, so blieb auch bei der Anwendung des Vergleichsstreifens der volle Contrast bestehen. An dem Rande, wo der gleichfarbige Vergleichscarton angrenzte, machte sich natürlich der Wegfall der contrastirenden Nachbarschaft geltend; der übrige Theil der Quadrate behielt dagegen seine verschiedene Färbung bei. Zugleich erkannte man auf einem Streifen von gleichem Grau wie die Quadrate, der ebenfalls von einem zum anderen Quadrat führte, deutlich den Uebergang von Hell zu Dunkel an der Stelle, wo der Streifen vom schwarzen auf den weifsen Grund überging. Verwendet man verschieden farbige Hintergründe, wie auch W. dies angiebt, so sieht man eine zum Hintergrund complementäre Färbung des Quadrates. Aber auch diese Wirkung verschwindet für mich nicht in der von W. auch hierfür angegebenen Weise, wenn man den unabhängigen Vergleichscarton einführt. Wird nun wandernde Fixation mit verschiedenen successiven Contrastwirkungen zugelassen, so kann natürlich das Ergebnifs mannigfach modificirt werden. Inbesondere kann das Fortgehen des Blickes auf dem gleichfarbigen Verbindungsstreifen einerseits die obige simultane Contrastwirkung verhindern, andererseits aber auch den successiven Contrast herabmindern, der durch abwechselnde Fixirung von Hintergrund und Quadrat entstünde. Der dadurch herabgeminderte successive Contrast war aber deshalb vorher natürlich nicht weniger physiologisch. Ja es kann der Uebergang über jenen Vergleichscarton umgekehrt sogar den thatsächlich vorliegenden Unterschied der Wahrnehmungen beider Quadrate psychologisch zurücktreten lassen, weil wir einen allmählichen Uebergang vollziehen und ein solcher eine thatsächliche Verschiedenheit der Endstationen oft geringer erscheinen läfst. Doch sind damit nur ein paar Möglichkeiten aus der grofsen Zahl derer angedeutet, welche simultane und successive Contraste so oft als scheinbare oder psychologisch bedingte auffassen liefsen. Jene Erscheinungen bestehen somit in einer thatsächlichen Veränderung der Empfindung und sind rein physiologisch zu erklären. Die Localisation der entsprechenden Vorgänge ist natürlich ein Problem für sich; nur mufs eben mit ihnen die Empfindung als solche modificirt werden, was ja auch in centraleren Regionen geschehen kann.

Jedenfalls haben wir es bei den Farbencontrasten mit ganz bestimmten und eigenartigen Vorgängen physiologischer Natur

zu thun. Sie sind speciell dem Gesichtssinn eigen und ist noch auf keinem anderen Sinnesgebiete etwas Aehnliches bestimmt festgestellt worden. Insbesondere ist auf dem Gebiete der Tonempfindungen eine solche gegenseitige Beeinflussung völlig ausgeschlossen. So ist z. B. die Höhe eines Tones von der gleichzeitigen oder vorhergegangenen Wahrnehmung anderer Töne ganz unabhängig.[1] Ein absolutes Tongedächtnifs könnte diese Unabhängigkeit nicht dadurch neu erzeugen, dafs es die Wirkung des Contrastgesetzes wieder aufhöbe; die Wiedererkennung eines objectiven Tones trotz verschiedener Umgebung von Tönen ist vielmehr selbst erst in Folge dieser Unabhängigkeit möglich. Auf dem Gebiete der Farben ist ein absolutes Gedächtnifs für die aus dem Contrast schliefslich resultirende Empfindungen durch besondere Uebung ja auch möglich, ohne dafs es vermöchte, jene Farbencontrastwirkungen aufzuheben. Und das nämliche gilt für alle anderen Sinnesgebiete. Es gilt also thatsächlich kein allgemeines Contrastgesetz auf dem Gebiete der Empfindung. Noch weniger läfst sich dann natürlich aus dem Farbencontrast ein allgemeines Contrastgesetz überhaupt ableiten. Der Farbencontrast ist thatsächlich eine Sache für sich. Es besteht kein Recht, sich für irgendwelche sonstige Contraste darauf zu berufen.

Allerdings spricht man auch noch von einem Temperaturcontrast; man meint damit die Thatsache, dafs wir z. B. eine Flüssigkeit von gleichbleibender Temperatur bald als warm und bald als kalt empfinden, je nachdem wir unsere Hand vorher in kalte oder warme Flüssigkeit getaucht haben. Aber dies beruht doch darauf, dafs unsere Temperaturempfindung überhaupt nichts weiter ist, als eine Empfindung der Temperaturveränderung, d. h. der Abkühlung oder Erwärmung unseres Körpers. Ein Contrast ähnlich demjenigen des Farbencontrastes fände hier nur dann statt, wenn sich die Empfindung des gleichen Abkühlungs- oder Erwärmungsgrades des Körpers von gleichzeitigen oder vorangehenden Empfindungen anderer Abkühlungs- oder Erwärmungsgrade in einer dem Farbencontrast analogen Weise abhängig zeigte, was aber bisher noch nicht nachgewiesen worden ist. Im Uebrigen ist die Entstehung der Temperaturempfindung wiederum an sich schon so eigenartig, dafs die bei

[1] Stumpf, Tonpsychologie. Derselbe, III. Congrefs für Psychol. 1896, Discussion, S. 230.

ihr allein festgestellten Besonderheiten gleichfalls keine Verallgemeinerung zulassen.

Als Beispiel für die zweite Gruppe von Contrasterscheinungen nennt nun Fechner die verschiedene Beurtheilung, welche der Gröfse eines Mannes widerfährt, je nachdem man ihn in „einem Land von Riesen oder von Zwergen" erblickt. Nach dem Anblick grofser Menschen erscheint der nämliche Mann klein, nach dem Anblick kleiner hingegen grofs. Ganz Analoges wie bei der Schätzung der räumlichen Ausdehnung findet sich weiterhin bei der Beurtheilung der Grade aller Eigenschaften und Merkmale der Objecte, die überhaupt eine Gradabstufung zulassen: Eine bestimmte Klangart erscheint laut, wenn die bisher gehörten ähnlichen Klänge leiser gewesen sind und umgekehrt, Gegenstände von gleicher Schwere kommen uns leicht oder schwer vor, gleich rasche Bewegungen schnell oder langsam, gleiche Flächen rauh oder glatt, je nach den sonstigen Erfahrungen über Objecte der Art. Hier haben wir also in der That eine Art allgemeinen Contrastgesetzes.

Es handelt sich nun vorerst darum, das Bewufstsein genauer zu bestimmen, welches in den Worten zum Ausdruck kommt, eine Ausdehnung u. s. w. komme uns grofs oder klein etc. vor. Offenbar wollen wir damit kein Resultat einer Messung an einem feststehenden objectiven Maafsstab, z. B. eine Länge in Metern angeben. Denn diese objective Messung hat für die gleichen Gegenstände immer das nämliche Resultat. Die Bezeichnung „grofs" oder „klein" verräth vielmehr nur gewissermaafsen den Eindruck oder die Gefühlswirkung, welche ein bestimmter Grad eines Merkmales des Objectes, dessen objective Gröfse an sich diese oder jene sein kann, auf uns ausgeübt hat. Die Anlegung des objectiven Maafsstabes hat damit gar nichts zu thun, vielmehr wird dieser selbst je nachdem einen verschiedenen Eindruck der bezeichneten Art machen. Wenn wir ein Wahrnehmungsobject von bekannter Gattung, z. B. einen Menschen sehen, an welchem ein Merkmal von dem Durchschnittsgrade des entsprechenden Merkmals der bisher bekannten Objecte derselben Gattung abweicht, so fällt uns dieses Merkmal je nach dem Grade seiner Abweichung besonders auf, es überrascht oder enttäuscht uns. Auf die Untersuchung der Lust- und Unlustfärbung dieses Eindrucks kommt es uns hier noch nicht weiter an. An denjenigen Objecten hingegen, welche mit dem Durch-

schnittsgrade der übrigen Individuen ihrer Gattung in allen Merkmalen übereinstimmen, fällt uns nichts besonders auf. Wir nennen sie weder grofs noch klein etc., sondern höchstens gewöhnlich, normal, mittelmäfsig u. ä.

Dieser eigenthümliche Eindruck der Wahrnehmungsobjecte beruht auf der Erwartung und ihrer Abhängigkeit von den früheren Erfahrungen oder auf der Erfahrungsassociation. Im Laufe unseres Lebens haben wir uns für jede Gattung von Erscheinungen an ein gewisses Mittelmaafs eines jeden Merkmales gewöhnt, zu dem wir nun alle später auftretenden Grade der entsprechenden Eigenschaften in Beziehung bringen. Die gemeinsamen Merkmale jener Objecte, oder die Elemente des Begriffes, unter den alle Objecte jener Gattung fallen, sind durch die Erfahrung mit denjenigen empirischen Merkmalen am festesten associirt, die am häufigsten wahrgenommen wurden. Es bildet sich sozusagen für jeden bekannten Begriff eine mittlere Normalvorstellung. Sie entspricht etwa dem Phantasiegebilde, wie es beim Hören des Begriffswortes bisweilen theilweise zum Bewufstsein gelangt. Sobald nun diese Begriffselemente später wieder in der Wahrnehmung gegeben sind, so besteht in Folge jener früher geknüpften Association zugleich eine Tendenz zum gleichzeitigen Vollzug jener mittleren Grade der Einzelmerkmale. Wir erwarten also dieselben auch an dem neuen Objecte der gleichen Gattung, oder insofern die Zeit zu einer Erwartung im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht gegeben ist, können wir ganz allgemein sagen, wir sind psychisch darauf am besten vorbereitet. Wenn sich nun jene Tendenz in der thatsächlichen Wahrnehmung bei allen Merkmalen hemmungslos auswirken kann, so gehen wir über diese Merkmale mit einer gewissen Gleichgültigkeit hinweg, wie sie sich in der Bezeichnung als mittelmäfsig, gewöhnlich etc. kundgeben kann. Wenn jedoch ein Grad eines der neu wahrgenommenen Merkmale jener Tendenz oder Erwartung widerspricht, so entsteht je nachdem ein Gefühl der Ueberraschung [1], wenn das neue Object in dieser Hinsicht mehr enthält und unsere Auffassungskraft mehr in Anspruch nimmt als das Bisherige, oder ein Gefühl der Enttäuschung [1], wenn das Neue hinter dem Alten in jener Beziehung

[1] „Hochachtung“ und „Verachtung“ wären eigentlich die entsprechendsten Bezeichnungsweisen für diesen Gefühlsgegensatz. Doch hat man sich

zurückbleibt; und zwar müssen diese Gefühle wegen ihres Zusammenhanges mit der Beachtung des besonderen Grades des Merkmales auf dieses bezogen werden. Hier bewirkt also der Contrast weiter nichts als ein besonderes Contrastgefühl, welches zu dem Wahrnehmungsinhalt hinzutritt.

Weil nun dieses Contrastgefühl nicht von dem neu auftretenden Inhalt allein, sondern von seinem Verhältnifs zu den bisherigen Inhalten abhängig ist, so mufs es für inhaltlich gleiche Wahrnehmungsinhalte verschieden ausfallen können. Wenn wir längere Zeit hindurch wieder lauter neue Objecte dieser Gattung wahrnehmen, welche in bestimmter Hinsicht von dem bisherigen Durchschnittsmaafs abweichen, so verschiebt sich damit auch unsere Normalvorstellung in eben dieser Richtung. Wir erwarten dann je nachdem mehr oder weniger als früher von den Objecten der nämlichen Gattung und sind unter Umständen von dem nämlichen Grade noch enttäuscht, der uns ehemals schon sehr überraschte und umgekehrt. Eine Tonfolge von bestimmter Intensität erscheint mir also z. B. in einem im Uebrigen leiser vorgetragenen Musikstücke als auffallend intensiv, während mir an derselben Tonfolge bei einem im Uebrigen lauteren Vortrag die relative Schwäche der Töne in ähnlicher Weise auffallen würde oder, was dasselbe sagt, die thatsächliche gleiche Stärke, statt mir zu imponiren, mich vielmehr enttäuschen würde.

Die Verschiebung der Normalvorstellung ist nun aber natürlich kein Act, der immer eine gröfsere Zeitdauer erforderte, während der wir uns an einen Durchschnittsgrad gewöhnen müfsten. Da die Normalvorstellung nur die jeweilige Combination der reproductionsfähigsten Einzelwahrnehmungen ist, so wechselt dieselbe fortwährend mit der Anknüpfung neuer Associationen an die Begriffselemente oder mit der Wahrnehmung neuer Objecte der nämlichen Gattung. Es werden sogar die zuletzt geknüpften Associationen nach dem Gesetze über die Leistungsfähigkeit der Erfahrungsassociationen die langjährig eingeübten Associationen mit den bisherigen Durchschnittsmerkmalen nach

---

einmal an einen bestimmten moralischen Nebensinn beider Worte gewöhnt, was bei Ueberraschung und Enttäuschung weniger der Fall ist, obgleich in beiden der Gegensatz des „Zuviel“ oder „Zuwenig“ nicht so hervortritt.

einiger Dauer der neuen Wahrnehmung übertreffen, wenn auch dann die Leistungsfähigkeit dieser neuen einmaligen Association in Folge der raschen Lösung solcher einmaligen Associationen die neue Wahrnehmung nicht lange überdauert. So kann uns auch der mittelgrofse Mensch, der neben dem übergrofsen geht, klein und unscheinbar vorkommen, wenn unsere Aufmerksamkeit im vorigen Augenblicke etwas bei seinem gröfseren Nebenmann verweilte. Der Anblick der übernormalen Menschengröfse führt nicht nur wegen seines Verhältnisses zu der bisherigen Normalgröfse den Eindruck besonders bedeutender Gröfse mit sich, sondern er verschiebt auch sofort die Normalvorstellung der Menschengröfse überhaupt, sodafs der daneben stehende mittelgrofse Mensch nicht mehr den Eindruck des Mittelgrofsen macht, den er ohne jenen besonders Grofsen gemacht hätte, sondern den Eindruck des Unternormalen. Nur insofern können wir mit Fechner sagen, dafs der unmittelbare Contrast ganz allgemein dahin wirke, dafs zu der Auffassung eines objectiven Grades, wie sie unter gewöhnlichen Umständen stattfindet, noch etwas hinzukomme. Was hinzukommt, ist eben diese Steigerung oder Herabminderung des Eindruckes. Von einer Veränderung des Wahrnehmungsinhaltes, der den verschiedenen Eindruck macht, braucht dabei natürlich keine Rede zu sein.

Die ganze Contrastwirkung beruht also hier darauf, dafs in der neuen Wahrnehmung gewisse Momente enthalten sind, die früher mit bestimmten Graden irgend welcher Merkmale associirt wurden und nun die Tendenz zur erneuten Wahrnehmung eben dieser Grade wachrufen. Dieser Tendenz wird dann sofort in der neuen Wahrnehmung widersprochen. Die Gewöhnung an einen bestimmten Grad eines Merkmales wird daher immer nur da ein Contrastgefühl bewirken, wo eben die Hauptelemente des betreffenden Gattungsbegriffes in der Wahrnehmung gegeben sind. Hat man an Bergen und Bäumen eine bedeutende Gröfse wahrgenommen, so erscheint darum doch nicht der Mensch kleiner als sonst. Hier ist eben der Vergleich ein unnatürlicher, erzwungener. Der Körper des Menschen hat auch im Uebrigen sehr wenig von einem Berg und erweckt daher auch nicht jene Tendenz oder jenen Anspruch auf eine solche Ausdehnung, wie sie mit den übrigen Merkmalen eines Berges associirt ist. Dies hat man von jeher beim Contraste in Erwägung gezogen.

Man könnte nun einwenden, das hier Vorgebrachte erkläre doch nicht alles: Ich habe, wenn ich länger im Hochgebirge gelebt habe und nach Hause zurückkehre, nicht nur den Eindruck der Unbedeutendheit meiner niedrigen Heimathberge, sondern sie scheinen mir thatsächlich zusammengeschrumpft. Das heifst, die Vergleichung dessen, was ich wahrnehme, mit dem entsprechenden Erinnerungsbilde ergiebt einen stärkeren objectiven Unterschied.

Offenbar bestehen hier zwei Möglichkeiten. Man könnte einmal annehmen, die jetzige Wahrnehmung erfahre durch den Einflufs des inzwischen Wahrgenommenen eine Modification. Diese Annahme scheint Höffding zu machen. Denn die hierher gehörigen Fälle sind ja ein Hauptbeweis für jenen Theil seines sogenannten Beziehungsgesetzes, wonach „alle Qualitäten der Empfindungen nicht unabhängig von der gegenseitigen Wechselwirkung" sind. Er stellt auch diese Fälle mit den Farbencontrasten auf gleiche Stufe, wo allgemein eine Veränderung des Wahrnehmungsinhaltes angenommen wird. Das erste Beispiel, welches H. für diese gegenseitige Veränderungen der Empfindungen beizieht, ist aber auch sehr irreführend. Er verweist nämlich auf die Veränderungen der Temperaturempfindungen, die wir oben schon ausführlich besprochen haben, so dafs wir uns jetzt darauf beziehen können. Dort liegt natürlich eine Aenderung der Empfindung vor, aber sie hat mit den in diesem Abschnitte behandelten Contrasterscheinungen nichts gemein. Als Parallele zu den vorigen Fällen könnte H. höchstens die Thatsache anführen, dafs uns gleiche objective Abkühlungen und Erwärmungen gröfser oder geringer erscheinen, je nachdem wir vorher geringere oder gröfsere Abkühlungen erfahren haben. Dies wird wohl auch vorkommen, nur wird dann eben die thatsächliche Veränderung der Wärmeempfindung sehr fraglich sein.

Eine Veränderung der Empfindung selbst brauchen wir aber gar nicht anzunehmen, um diesen Schein einer Veränderung des bekannten Objectes zu erklären. Man hat früher wie schon oben angedeutet, sogar den Farbencontrast nicht aus einer thatsächlichen Veränderung der Empfindungen, sondern aus einer Urtheilstäuschung erklären wollen[1], und nur jener Zusammen-

[1] Helmholtz, Physiologische Optik, § 24.

hang mit der selbstständig beobachteten Eigenthätigkeit des Sehorganes liefs ihn allgemein als physiologisch anerkennen. Bei dem Farbencontrast wird aber doch aufserdem die Veränderung der Qualitäten durch unmittelbare Vergleichung von Empfindungen erkannt. In unserem Falle dagegen wird die Contrastwirkung in der Weise festgestellt, dafs wir einen Unterschied zwischen einer Wahrnehmung und einem Erinnerungsbild vorfinden. Und dieses Unterschiedsbewufstsein zwischen der jetzigen und der ehemaligen Erscheinung des nämlichen Objectes kann nicht nur aus der Veränderung der Wahrnehmung bei gleichbleibendem Reize, sondern auch aus der Veränderung des Erinnerungsbildes erklärt werden. Bei diesem Dilemma werden wir aber nun doch fürs erste zusehen, ob sich nicht aus der zweiten Möglichkeit alles erklären läfst. Denn die Abweichungen unserer Erinnerung von der entsprechenden ehemaligen Wahrnehmung erscheinen uns von vorne herein nach allen sonstigen Erfahrungen unter sonst gleichen Umständen immer wahrscheinlicher als die Verschiebungen der Wahrnehmungen bei gleichbleibendem Reize.

Anmerkung: Allerdings mufs noch bemerkt werden, dafs Höffding seinen Begriff der Empfindung in speciellerem und allgemeinerem Sinne gebraucht. Er bezeichnet damit manchmal dasjenige, was gewöhnlich und auch von mir Empfindungsinhalt genannt wird, nämlich die Sinnesempfindungen der objectiven Töne, Farben etc. Aufserdem bedeutet aber für ihn das Wort Empfindung auch den psychischen Gesammterfolg der Wahrnehmung, d. h. also die Empfindung in unserem Sinne mitsammt ihrer Gefühlswirkung. Obgleich es nun seinem ersten Beispiel von der Temperaturempfindung nach nicht nahe liegt, wäre es ja doch möglich, hier die Empfindung bei ihm in dem weiteren Sinne zu nehmen. Dafs natürlich bei den verschiedenen Beurtheilungen ein und desselben Objectes auch ein Unterschied hinsichtlich des Eindruckes vorliegt, ist ja wegen der Zugehörigkeit dieser Fälle zu der allgemeinen Gruppe selbstverständlich. Nur würde eben damit H. gar nicht das thatsächliche Bewufstsein eines Unterschiedes der objectiven Inhalte erklärt haben, das ihn doch jene Erscheinungen mit dem Farbencontraste zusammenstellen liefs.

In zweifacher Weise kann nun durch Verschiebungen unserer Gedächtnifsbilder der Schein einer Veränderung der Wahrnehmungsbilder für uns entstehen. Die erste Art ist von Th. Lipps in den „Grundthatsachen des Seelenlebens“[1] ausführlich dar-

[1] Capitel XII.

gelegt worden und kann ich mich wohl hier mit dem Hinweis darauf kurz fassen. Jedermann kennt die Veränderlichkeit der Erinnerungsbilder. Im Obigen nun haben wir ein Moment kennen gelernt, das die Verschiebung des Erinnerungsbildes herbeizuführen geeignet ist. Welche Gröfse ein wahrgenommenes Object hat, dies bemessen wir in unserer Erinnerung sehr wesentlich nach dem begleitenden Eindruck. Der Eindruck war etwa der des Gewöhnlichen. Jetzt erweckt das gleiche Object wegen des gleichzeitig oder vorher wahrgenommenen Gröfseren den Eindruck des Geringfügigen. Da nun im Allgemeinen jener Eindruck mit dem thatsächlich Gröfseren, dieser mit dem thatsächlich Kleineren verbunden zu sein pflegt, so müssen wir geneigt sein, um diesen Unterschied des Eindruckes uns verständlich zu machen, das Erinnerungsbild im Vergleich mit der gegenwärtigen Wahrnehmung zu vergröfsern.

Dazu kann nun noch ein zweites Moment kommen, wofür ich ein einfaches Beispiel anführen will, das dem obigen von der Rückkehr aus dem Gebirge ganz analog ist. Wenn Jemand nach längerem Aufenthalt in einer Wohnung in sein altes Wohnzimmer zurückkehrt, so glaubt er wohl manchmal zu finden, dafs Thürschlösser, Tische etc. niedriger oder höher geworden seien, als früher, je nachdem in der zweiten Wohnung die entsprechenden Objecte der gleichen Gattung höher oder niedriger gewesen sind. Dabei scheint in Betracht zu kommen, dafs die Gegenstände des alten Wohnzimmers thatsächlich nicht mit ihren eigenen, d. h. den ihnen entsprechenden Erinnerungsbildern verglichen werden. Man *glaubt* allerdings diesen Vergleich auszuführen. In der That vergleicht man jedoch diese Gegenstände mit den Erinnerungsbildern der Gegenstände in der zweiten Wohnung. Dadurch mufs dann das Bewufstsein entstehen, die Gegenstände seien anders als sie ehedem waren, und zwar wird die Richtung der scheinbaren Veränderung immer so liegen, dafs sie die thatsächliche Verschiedenheit zwischen den Wahrnehmungen der gegenwärtigen und der kurz zuvor wahrgenommenen Objecte vergröfsern würde.

Wenn wir fortwährend in einem bestimmten Zimmer gewohnt haben, so wird die Vorstellung dieses Zimmers mit allen Inhalten, die unser gewohntes Alltagsleben bilden, enge assoziirt sein. Es steht in einer ganz bestimmten Beziehung zu meiner Persönlichkeit, zu meinen alltäglichen Interessen und Be-

schäftigungen, kurz die Theile dieses Zimmers sind in den mehr oder weniger genau bestimmten Complex von Vorstellungen eingefügt, der für mich den Begriff „meines Wohnzimmers“ ausmacht. Unter anderem ist also z. B. auch die bestimmte Höhenlage des Thürschlosses[1] mit diesen Begriffselementen associirt. Wenn ich nun einmal auf eine Zeit lang eine andere Wohnung beziehe, werden sich allmählich die nämlichen Beziehungen zu meiner Persönlichkeit an diese neuen Vorstellungen knüpfen. Es tritt also die Vorstellung des zweiten Zimmers in der That an die Stelle derjenigen des alten, das Zimmer wird „mein“ neues „Wohnzimmer“. Es werden also jetzt mit diesem Grundstock des Wohnzimmerbegriffes, d. h. mit der Vorstellung meines Lebens und Treibens im Wohnzimmer, andere Elemente associirt wie bisher, unter Anderen auch eine höhere Lage des Thürschlosses, höhere Stühle etc. Wenn ich nun wieder in mein altes Heim zurückkehre, so werde ich natürlich ein anderes Bewufstsein haben wie ehedem, als ich in die zweite Wohnung einzog. Die Associationen von früher her sind doch noch so leistungsfähig, dafs ich das Zimmer als Ganzes als das meinige wiedererkenne. Bei meiner Annäherung an die alte Heimath wurde ja die ehemalige besondere Umgebung der alten Wohnung wahrgenommen, von der aus die richtige Erinnerung an bestimmte wichtige Theile der alten Wohnung wachgerufen wird. Daher wird mir diese in ihren Haupttheilen als bekannt, unverändert oder vertraut erscheinen, aber eben auch nur in den Haupttheilen. Die Einzelheiten hingegen werden von der besonderen äufseren Umgebung und den Haupttheilen des alten Heimes, die ich jetzt vor mir sehe, nicht mehr reproducirt werden können. Dennoch nehmen wir diese Einzelheiten nicht etwa als etwas Neues hin. Die Vorstellung der Wohnung in ihrer Gesammtheit besitzt ja noch die eigenthümlichen Beziehungen zu meinem Alltagsleben, sie enthält die Elemente des

[1] Diese Höhenlage wird für mich aus ganz bestimmten Vorstellungsinhalten gebildet, nämlich aus irgendwie localisirten Tast- und Gesichtsempfindungen, wobei die Lage der eigenen Körpertheile den festen Maafsstab abgiebt, den wir zur Vereinfachung des Beispieles als constant geblieben voraussetzen. Es können ja auch Täuschungen über räumliche Lagen aus der Verschiebung dieses Maafsstabes entstehen, was Kinder in der Zeit ihres Wachsthums häufig erleben. Hiervon wollen wir aber hier absehen.

Wohnzimmerbegriffes mit in sich. Diese letzteren aber sind durch die Erfahrungen in der Interimswohnung auch mit den Einzelheiten dieser zweiten Wohnung verknüpft. Und diese Associationen sind in Folge ihrer Frische viel leistungsfähiger als die alten Associationen mit den Vorstellungen der Gegenstände in der alten Wohnung. Dazu besitzen diese Einzelheiten, z. B. Tische, Stühle etc. der vorherigen Wohnung wieder ihrerseits viele gemeinsame Merkmale mit den gegenwärtigen Gegenständen der gleichen Gattung, die noch besonders die neuen Associationen gegenüber den alten bei dem erneuten Anblick der alten Gegenstände wirken lassen. Das Vorstellungsbild meines alten Wohnzimmers setzt sich also für mich beim Wiedereinzug in dasselbe aus den richtigen, noch reproductionsfähigen Haupttheilen zusammen, worunter dann diese und jene Elemente des zweiten Zimmers gemischt sind, welche besonders günstige Reproductionsbedingungen besitzen. Wenn man nicht weiter darüber nachdenkt, sondern seinen alltäglichen Beschäftigungen nachgeht, so meint man vorläufig, es müsse in der alten Wohnung dieses oder jenes von jeher so gewesen sein wie es in der zweiten Wohnung gewesen ist. Man lebt sozusagen im Geiste in bestimmten Einzelheiten noch in der zweiten Wohnung und ist noch völlig von den entsprechenden Erinnerungen beherrscht. Und die Wahrnehmung der thatsächlichen Lage dieser Einzelheiten in der ersten Wohnung wird daher nicht nur in der Weise überraschen, dafs man sie als etwas Besonderes, relativ Bedeutendes oder Unbedeutendes betrachtet, sondern dafs man sie geradezu für objectiv verändert hält, weil man eben etwas ganz Bestimmtes gerade an dieser Stelle der objectiven Wirklichkeit erwartet.

Das gleiche wie bei der Vorstellung der Höhenlage eines bekannten Objectes findet natürlich hinsichtlich aller übrigen Merkmale statt. Besonders häufig werden im gewöhnlichen Leben auch z. B. scheinbare Unterschiede der Schwere constatirt. So wird sich etwa an die Begriffselemente eines Kleidungsstückes die Vorstellung einer bestimmten Schwere knüpfen können, je nach der Schwere des gewöhnlich gebrauchten Objectes, mag nun dieses Bewufstsein der Schwere des näheren definirt werden wie es will. Wenn ich längere Zeit z. B. einen leichteren Hut trage, nachdem ich vorher einen schweren trug, so wird beim abermaligen Gebrauch der alte schwerer geworden zu sein scheinen.

Denn die Erinnerung an die ehemalige Schwere wird durch die reproductionsfähigeren Elemente der dazwischen wahrgenommenen geringeren Schwere verdrängt. Die Begriffselemente des Alltagshutes lassen die Vorstellung des alten Hutes für jedes Merkmal überhaupt nur den reproductionsfähigsten Repräsentanten, d. h. in diesem Falle die zuletzt gewöhnte Schwere an sich tragen.

Diese Contrastwirkung beruht also ebenfalls darauf, dafs das alte Object mit dem neuen durch eine Aehnlichkeitsbeziehung verknüpft ist. Dies ruft eine Verwechselung der übrigen Merkmale hervor, die dann eine entsprechende Ablenkung des Vergleichsresultates ergiebt. Je weitgehender diese Aehnlichkeit sein wird, um so sicherer wird natürlich eine solche Unterschiebung stattfinden können, weil dadurch die Ueberlegenheit der zuletzt geknüpften Associationen über die ehemaligen besonders zur Geltung kommen kann.

Die hier besprochene Erscheinung kann nun verschiedene Stadien durchmachen. Das falsche Erinnerungsbild, d. h. das durch die inzwischen wahrgenommenen Objecte modificirte Bild kann neben der gegenwärtigen Wahrnehmung mehr oder weniger klar und deutlich bewufst werden, und zwar als Vorstellung einer früheren anderen Beschaffenheit dieses gegenwärtigen Objectes. Ist die Möglichkeit einer thatsächlichen Veränderung des alten Objectes für die Person naheliegend, so kann an eine thatsächliche Veränderung geglaubt werden. Wenn dagegen diese thatsächliche Veränderung als unmöglich gilt, z. B. bei der Höhe von Bergen, so ist man sich einer Selbsttäuschung bewufst. Und wer diese Täuschung mit der vorhergehenden Wahrnehmung eines anders gestalteten Objectes in ursächliche Beziehung bringt, zugleich aber der Erinnerung vertraut, also das Erinnerungsbild als unverfälscht und selbstverständlich der ehemaligen Wahrnehmung entsprechend ansieht, der steht damit auf dem Standpunkt derer, welche an eine Veränderung der gegenwärtigen Empfindung glauben. Bei der Wahrnehmung eines neuen Objectes einer bestimmten Gattung zeigt sich also blos die gefühlsmäfsige Bedeutung der sogenannten „Normalvorstellung“ in dem besonderen Eindruck, den das Object auf uns macht. Die erneute Wahrnehmung eines bekannten Objectes hingegen läfst auch eine logische Bedeutung der Normalvorstellung zur Geltung kommen, weil diese als Zusammenhang der reproductionsfähigsten Merkmale eines Gattungsbegriffes zugleich

unsere Vorstellung von der thatsächlichen Beschaffenheit der bereits bekannten Objecte dieser Gattung modificirt und durchsetzt. Umgekehrt aber ist überall da, wo dem Grade einer Eigenschaft eines bekannten Objectes gegenüber ein Gefühl der Ueberraschung oder Enttäuschung eintritt, das sichere Anzeichen für eine solche Verwischung und Durchsetzung unserer Erinnerung durch anderweitige Vorstellungen gegeben, wodurch eine Täuschung über Empfindungsqualitäten erklärlich wird. Die hier besprochenen Täuschungen beruhen also thatsächlich auf einem Mangel des absoluten Gedächtnisses für das betreffende Wahrnehmungsgebiet, um Wundt's Ausdruck zu gebrauchen. Nur ist eben dieser Mangel für alle Gebiete gleich möglich.

Damit ist der associativ bedingte Vorstellungscontrast hinreichend gegen den physiologisch zu erklärenden Farbencontrast abgegrenzt. Natürlich können auch zu der Farbencontrastwirkung noch solche associativ bedingte Wirkungen hinzukommen, die aber dann genau von jener getrennt werden müssen. Das Roth der Wahrnehmung eines bekannten Gegenstandes kann nicht nur deshalb, weil es sich auf grüner Unterlage befindet, thatsächlich, d. h. für meine Empfindung röther sein wie ehedem auf gelber Unterlage, sondern auch deshalb röther zu sein scheinen, d. h. als röther geschätzt oder taxirt werden, weil ich inzwischen einen gleichen Gegenstand von matterem Roth längere Zeit in Gebrauch hatte.

Eine scheinbar bessere Gelegenheit, den psychophysischen Mechanismus des Farbencontrastes zu verallgemeinern, bot das grofse Gebiet der optischen Täuschungen. Hier werden ja offenbar zwei Empfindungen miteinander verglichen, und da deren Verhältnisse anders aufgefafst werden, als sie in Wirklichkeit sind, so liegt z. B. nach der Meinung von Müller-Lyer diesmal die Veränderung der einzelnen verglichenen psychophysischen Prozesse selbst klar zu Tage.

Ich will nun hier keineswegs auf eine genauere Besprechung der optischen Täuschung selbst eingehen. Die Widerlegung anderer Anschauungen ist hier nur durch Vorführung des ganzen Thatsachenmaterials und durch Darlegung einer positiven, psychologisch im einzelnen begründeten Theorie möglich, was natürlich nicht meine jetzige Aufgabe ist. Ich erlaube mir daher für diesen Punkt auf die Schrift von Th. Lipps „Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen" zu verweisen. Ihr verdanke

ich meinen Standpunkt in dieser Frage. Meinerseits will ich hier nur kurz die methodische Seite der Frage berühren, die hier von entscheidender Bedeutung ist. Worin besteht eigentlich der Vorgang des Vergleichens? Offenbar übertrage ich beim Vergleich zweier nebeneinander befindlicher geometrischer Figuren nicht das eine Wahrnehmungsbild als solches unmittelbar auf das andere so, wie man einen Maafsstab völlig unverändert von seiner bisherigen Stelle nimmt und an ein beliebiges Object anlegt. Allerdings übertrage ich auch hier das eine auf das andere. Aber das Uebertragene ist bei der Uebertragung im strengen Sinne nicht mehr unmittelbare Wahrnehmung, sondern nur noch Erinnerungsbild. Und dies bedingt die Möglichkeit der Vergleichstäuschung. Erinnerungsbilder können verschoben werden, und zwar umsomehr, je mehr sie blofse Erinnerungsbilder sind. Daraus mufs sich nun eine entsprechende Verschiebung des Vergleichsresultates ergeben. Wenn zwei Flächen von annähernd gleicher Farbe sich unmittelbar nebeneinander befinden, so werden auch noch sehr geringe Unterschiede von uns erkannt. Sobald jedoch beide Flächen auseinandergerückt werden, so dafs die eine Wahrnehmung immer erst eine Zeit lang nach der anderen in den „Blickpunkt" der Aufmerksamkeit gelangt, so werden solche kleine Differenzen übersehen werden. Jedermann wird diese Täuschung damit erklären, dafs nicht die Wahrnehmungen selbst unmittelbar aneinander gebracht werden können, sondern nur das Erinnerungsbild der einen an die Wahrnehmung der anderen Farbe. Das Erinnerungsbild hat bei seiner Uebertragung eine Einbufse an seiner Deutlichkeit oder Bestimmtheit erfahren. Und so ist denn bei allen Täuschungen, die sich aus einer Vergleichung zweier im Gesichtsfelde nebeneinander befindlicher Objecte, ergeben, jederzeit zuzusehen, ob sich nicht an die Stelle des ursprünglichen, direct an die Wahrnehmung sich anschliefsenden Erinnerungsbildes ein anderes modificirtes untergeschoben hat.

Im obigen Falle, wo zwei wenig verschiedene Farben für gleich gehalten werden, liegt die Erklärung des Thatbestandes allgemein gesagt in der Eigenthümlichkeit aller Wahrnehmungen, in der Erinnerung vor allem im ersten Stadium an Deutlichkeit und Bestimmtheit schnell abzunehmen. Daneben giebt es aber noch sehr verschiedenartige Möglichkeiten, wie Erinnerungsbilder modificirt werden können. Diese müssen alle erst versucht sein,

bevor wir an eine dem Farbencontrast ähnliche Verschiebung der Empfindungen glauben.

Von Th. Lipps wird nun in der obenbezeichneten Schrift im Einzelnen der Nachweis geliefert, wie mit der Wahrnehmung sämmtlicher Formen überall Vorstellungen mechanischer Kräfte und Kraftwirkungen sich aufs Engste verbinden müssen. In der Natur dieser Vorstellungen liegt es aber, dafs sie eine Veränderung der Erinnerungsbilder der Formen unmittelbar in sich schliefsen. Und zwar sind diese Veränderungen jedesmal derart, dafs daraus ohne Weiteres diejenige Verschiebung des Resultates der Vergleichung sämmtlicher Formen sich ergeben mufs, die in der geometrisch-optischen Täuschung thatsächlich vorliegt.

Auf diesem Wege erklären sich insbesondere auch diejenigen geometrisch-optischen Täuschungen, in denen ein Unterschied oder Gegensatz gesteigert erscheint, die also insofern als Contrasterscheinungen bezeichnet werden können. Da die Vorstellungen der mechanischen Kräfte und Kraftwirkungen, die diese optischen Contrasterscheinungen ebenso wie alle geometrisch-optischen Täuschungen überhaupt erklären, mit den räumlichen Formen durch erfahrungsgemäfse Association verbunden sind, so können darnach auch diese optischen Contrastwirkungen mit unter den Begriff des associativen Vorstellungscontrastes gerechnet werden. Nur sind freilich hier diese Associationen besonderer Art; es ist also auch die associative Contrastwirkung eine eigenartige.

Endlich wäre noch der Bewegungscontrast hier zu besprechen, den Heymans aus dem bekannten „optischen Paradoxon" erschlossen zu haben glaubt. Das fragliche „Paradoxon" besteht wie man weifs, darin: An die Endpunkte zweier gleicher Hauptlinien werden einmal schräg nach aufsen, ein andermal schräg nach innen gehende Linien angefügt. Dann scheint jene Hauptlinie gröfser, diese kleiner. Wie schon erwähnt, will H. mit seiner Erklärung jetzt nicht mehr dem alten Contrastgesetz neue Nahrung zuführen, sondern nur eine besondere psychische Erscheinung für sich constatiren.

H. geht bei der bezeichneten Täuschung davon aus, dafs wir beim Vergleich der zu vergleichenden Hauptlinien jede der beiden für sich fixirend durchlaufen, und dafs das Maafs der Ausdehnung einer Linie für uns in der bei dieser Durchlaufung ausgeführten Augenbewegung bestehe. Die Ueberschätzung der

Linie mit den nach auswärts gekehrten Endschenkeln mufs also für H. darauf beruhen, dafs durch die nach auswärts angesetzten Schenkel die Blickbewegung durch die Hauptlinie von ihrem Anfangspunkte aus nach einwärts irgendwie gesteigert wird. Die nach auswärts gekehrten Schenkel suchen aber den Blick gerade in der entgegengesetzten Richtung, d. h. nach auswärts fortzuführen. So mufs also für H. durch diese Gegentendenz eine gewisse Steigerung der thatsächlich ausgeführten Bewegung herbeigeführt werden. Es könnte, wenn dem so wäre, in der That von einer Art Contrastwirkung gesprochen werden.

Vor allem mufs ich dabei gestehen, dafs ich bei der kurzen Ausführung dessen, was H. mit den „bekannten Thatsachen des Bewegungscontrastes" meint, über diesen letzteren nicht recht ins Klare gekommen bin, so dafs im Folgenden ein Mifsverständnifs meinerseits vorliegen könnte. Zunächst könnte an einen Bewegungscontrast als Specialfall des oben beschriebenen allgemeinen Wahrnehmungscontrastes gedacht werden: Eine Bewegung kann uns deshalb mehr auffallen oder kräftiger zum Bewufstsein kommen, und in Folge dessen aus den früher dargelegten Gründen in der Erinnerung unter Umständen nach einer besonderen Richtung hin verändert erscheinen, wenn sie auf irgendwie andersartige Bewegungen gefolgt ist, ja vielleicht selbst dann, wenn sie, wie hier, zu dem blofsen Gedanken an jene anderen Bewegungen in Contrast tritt. Dabei wird aber doch der Eindruck immer für dasjenige Merkmal gesteigert, welches zu dem Vorangehenden oder nebenher Betrachteten in Gegensatz tritt. Die gröfsere oder schnellere Bewegung kann auf die kleinere oder langsamere noch gröfser oder schneller erscheinen. Die anders gerichtete Bewegung hingegen könnte eben nur hinsichtlich ihrer Richtung, nicht aber hinsichtlich ihrer Gröfse verschoben erscheinen. Ein Gröfsencontrast der verschieden gerichteten Augenbewegungen spielt aber ja für H. gar nicht mit, und so bliebe die Gröfsenverschiebung hiernach unerklärt.

Es bliebe nun noch übrig, an Stelle der Vorstellung der Augenbewegung selbst die Erinnerung an die dabei aufgewandte Arbeit und Mühe zu setzen, denn nur diese Arbeit kann eine gröfsere sein für eine Bewegung, wenn gleichzeitig eine unwillkürliche Tendenz zu einer entgegengesetzten (an Gröfse irgendwie beschaffenen) Bewegung vorhanden ist. Allerdings darf

dabei nur an psychische Arbeit, an eine Art „Selbstüberwindung" gedacht werden.

Es ist nun thatsächlich eine gesteigerte Willensenergie für eine willkürliche Bewegung aufzuwenden, wenn wir Gegentendenzen in uns zu überwinden haben, als wenn die Sache keinem Widerspruch in uns begegnet. Wen also die nach aufsen laufenden Nebenlinien anziehen, der hat bei einer fixirenden Verfolgung der Hauptlinie eine gröfsere Arbeit der Selbstüberwindung zu leisten, als wenn alle Nebenlinien uns zu dieser Richtung hindrängen, welch letzteres z. B. bei der Figur mit den einwärts gekehrten Schenkeln der Fall ist. Die Verschiedenheit der aufgewandten Arbeit kann dann bei gewissen Objecten auch eine verschiedene Schätzung bewirken. Ein Weg kann uns z. B. deshalb, weil wir ihn gern machen, kürzer vorkommen als ein objectiv vielleicht gleich langer Weg, den wir nur mit einem gewissen Widerstreben zurücklegen. Es läge dabei eine ähnliche Täuschung vor, wie wir sie oben bei der Schätzung der verschiedenen Intensitätsgrade als erste Täuschungsmöglichkeit erwähnt haben.

Indessen mit solchen Momenten dürfen wir hier nicht operiren. Die Vergleichung von Linien geht anders vor sich, als eine Vergleichung von Wegstrecken, die wir thatsächlich meist nur nach dem Eindruck der aufgewandten Mühe und Zeit für die Zurücklegung schätzen. Linien brauchen wir nicht zurückzulegen und legen sie auch nicht zurück, sondern überschauen sie mit einem Blick ohne eine sie durchlaufende Bewegung. Jedenfalls ist die scheinbare Vergröfserung oder Verkleinerung der hier in Rede stehenden Linien von solcher durchlaufenden Fixirung völlig unabhängig. Ueberhaupt scheint die Meinung von Th. Lipps immer allgemeiner anerkannt zu werden, dafs das Resultat der Gröfsenschätzung einer Linie mit den dabei vorkommenden Augenbewegungen nichts zu thun hat. So sind für uns also jene optischen Täuschungen kein möglicher Schauplatz eines besonderen Bewegungscontrastes.

Dafs die angesetzten Winkelschenkel besonders auffielen und zur Fixirung zwangen, und gleichzeitig eine Steigerung der Täuschung eintrat, als H. die Figur einmal zufällig umkehrte, ist wohl verständlich. Die Schenkel stehen ja nach der Umkehrung zum früheren Bilde in einem Wahrnehmungscontraste. Sie müssen also besonders auffallen und wirken, mag

ihr Effect herkommen, woher er will. Dafs endlich die Täuschung bei dieser Umkehrung gröfser gewesen sein soll als überhaupt jemals, ist für H. selbst nur „wahrscheinlich" und nicht so experimentell fundirt wie das Uebrige.

Kritik der Zusammenstellung des Gefühlscontrastes mit dem Farbencontrast.

Es bleibt uns nun noch die besondere Aufgabe, jene Contrasterscheinungen auf dem Gebiete des Gefühlslebens zu untersuchen, welche das sog. „Contrastgesetz" den bisher behandelten Fällen gleichordnet. Nach jenem Gesetze soll eine Wahrnehmung, die an sich Lust oder Unlust zu erzeugen im Stande ist, eine stärkere Lust oder Unlust erregen, wenn das entgegengesetzte Gefühl, also Unlust oder Lust, in möglichst hohem Grade vorherging.

In der That erleben wir fortwährend solche Vorgänge auf dem Gebiete des Gefühlslebens, die eine derartige gegenseitige Verstärkung der entgegengesetzten Gefühle glaublich machen könnten. So haben wir z. B. von dem Werthe eines Gutes das lebhafteste Bewufstsein nach den Schmerzen der Entbehrung. Andererseits aber kommt uns eine schlechte Lage um so schmerzlicher vor, aus je angenehmeren Verhältnissen wir herausgerissen worden sind. Die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches stimmt uns nach der Unlust unsicheren Wartens besonders freudig, während eine Enttäuschung uns um so unangenehmer ist, je froher und zuversichtlicher die Hoffnung war.

Bei den im 1. Cap. erwähnten Autoren, mit Ausnahme von Wundt, ist nun der Gefühlscontrast mit dem Farbencontrast und dem im vorigen Abschnitt behandelten allgemeinen Vorstellungscontrast auf gleiche Stufe gestellt. Wir haben jedoch zwischen diesen Gruppen von Contrasterscheinungen bereits einen principiellen Unterschied festgestellt, so dafs für uns der Gefühlscontrast nicht beiden zugleich entsprechen kann. Es werden also zunächst die Möglichkeiten, den Gefühlscontrast als eine Analogie einer oder der anderen von beiden bisher bebetrachteten Erscheinungen zu behandeln, gesondert geprüft werden müssen.

Die erste Gruppe bildete der Farbencontrast, der auf rein physiologische Veränderungen zurückgeführt wurde. In Analogie

hierzu will nun Höffding[1] diejenigen Fälle, in denen ein Gefühl, dem ein entgegengesetztes vorherging, eine besondere Stärke erlangt, aus ähnlichen Veränderungen der physiologischen Gefühlsbedingungen erklären, wie er sie für das Sehorgan beim Farbencontrast angibt. H. nimmt zwar kein besonderes Gefühlscentrum an, in dem sich die gegenseitigen Steigerungen der Gefühlserregungen wie auf einer Netzhaut vollzögen. Er erklärt vielmehr den physiologischen Vorgang des einzelnen Gefühles nur als eine physiologische Ausstrahlung des Vorganges, welcher dem das Gefühl verursachenden Vorstellungscomplex zu Grunde liegt. Die Verschiedenartigkeit und der Gegensatz der Gefühle beruht dabei darauf, dafs unsere Nervenorgane bei Lust und bei Unlust in verschiedener, dem Gesammtorganismus nützlicher resp. schädlicher Richtung thätig sind. Die Thätigkeit der Nervenorgane in ihrer Gesammtheit scheint demnach die Gefühle in ähnlicher Weise hervorrufen zu sollen, wie die Netzhautelemente nach H.'s Anschauung durch Bethätigung in verschiedener Richtung die einzelnen Farbenempfindungen hervorrufen. Zur Bethätigung in einer einem bestimmten Gefühle entsprechenden Richtung ist nun, ebenso wie bei dem Farbenvermögen zur Bethätigung in einer Farbenrichtung, nur eine begrenzte Menge Energie vorhanden. Und so bald diese Energie „durch andauernde Einwirkung in einer gewissen Richtung erschöpft ist, so verlangen die Organe entweder Ruhe oder Erregung anderer Art". Die besondere Stärke des entgegengesetzten Gefühles erklärt sich also für H. damit, dafs nach einer längeren Erregung in bestimmter Richtung für die entgegengesetzte Richtung die meiste Empfänglichkeit bestehe, wie nach einer bestimmten Farbenerregung die Netzhaut für die complementäre Erregung am meisten empfänglich sei.

Damit man sich nun mit dieser Erklärung begnügen könnte, müfste sich fürs erste nachweisen lassen, dafs die physiologischen Verhältnisse, die einem bestimmten Gefühle zu Grunde liegen, nach längerem Dasein wegen mangelnder physiologischer Energie nicht mehr in gleicher Weise fortbestehen könnten, sodafs das anfängliche Gefühl bei längerem Dasein aus rein physiologischen Gründen allmählich nachlassen müfste. Die psychologische Thatsache, dafs ein Gefühl bei längerer

[1] Höffding, Psychologie. Deutsche Ausgabe, S. 386.

Dauer der Wahrnehmung, die ihm zu Grunde liegt, allmählich nachläfst und bis zu einer gewissen Indifferenz herabsinkt, steht nun allerdings fest. Auch der angenehmste Empfindungsinhalt wird zuletzt relativ gleichgültig, wenn er fortwährend gegeben ist, und bei den schlimmsten Schmerzen wird man zuletzt gleichmüthiger. Es fragt sich nur, ob man hierfür rein physiologische Verhältnisse und insbesondere eine den Vorgängen beim Farbencontrast analoge Aufbrauchung der physiologischen Gefühlsenergie verantwortlich machen könne. Ausschliefslich physiologische Gründe können ja unter ganz besonderen Umständen eine Herabminderung des Gefühles bewirken. Dies beruht aber dann zum Theil darauf, dafs sich die Empfindung selbst in ihrem Verlauf aus physiologischen Gründen inhaltlich verändert. So vermindert sich z. B. die anfängliche Freude an Bewegungsempfindungen, wenn in Folge der Veränderung des Muskelzustandes Ermüdungsempfindungen entstehen, welche den ganzen Complex wesentlich verändern. Aufserdem ist aber manchmal eine Empfindung überhaupt nur dann mit einem entsprechenden Gefühle verbunden, wenn sie zu einem bestimmten Allgemeinzustande der Persönlichkeit hinzukommt, der von besonderen somatischen Zuständen abhängig ist, welche nur temporär auftreten und durch eben den Vorgang, welcher die angenehme oder unangenehme Empfindung hervorruft, gleichzeitig auf anderem Wege aufgehoben werden. Dies findet z. B. bei der allmählichen Herabminderung der Lust an solchen Empfindungen statt, die sinnliche Begierden und Triebe befriedigen, welche vorübergehenden somatischen Zuständen entstammen, wie z. B. Hunger und Durst. Von der Erschöpfung einer physiologischen Gefühlsenergie ist jedoch dabei keine Rede.

Mag man die physiologische Grundlage der Gefühle des näheren bestimmen wie man will, so darf sie doch nicht, wie dies bei H. der Fall zu sein scheint, als eine „Thätigkeit der Organe in bestimmter Richtung“ charakterisirt werden. Es steht ja allerdings fest, dafs bestimmt gerichtete physiologische Veränderungen, wie sie H. in dem Capitel über die „Physiologie des Gefühles“ beschrieben hat, Begleiterscheinungen der Gefühle sind, die in ihrer psychologischen Rückwirkung die Intensität des ursprünglichen Gefühles noch steigern können. Es könnte also zunächst eine Herabminderung des Gefühles dadurch eintreten, dafs die Energie zu dieser „Ausstrahlung“ des

Gefühles, welche für die gleiche Gefühlsqualität ungefähr in gleicher Richtung verläuft, allmählich aufgebraucht würde. Dabei stehen sich aber die beiden Gefühle ganz ungleich gegenüber, so dafs schon deshalb an eine Art complementären Verhältnisses nicht zu denken wäre. Denn die Verzehrung der Energie zu jenem „Mitschwingen" der Organe wäre eben mit der Herabminderung ihrer Leistungsfähigkeit überhaupt identisch und als solche eine Vorbedingung zur Unlust, wenn nicht völliges Ausruhen im Schlaf eintritt. Ausgelassene Fröhlichkeit kann in dieser Weise in gedrückte Stimmung übergehen. Starker Seelenschmerz müfste dagegen durch endliche Erschöpfung der physiologischen Energie in noch gröfsere Unlust oder höchstens in den Zustand des Schlafes oder der Bewufstlosigkeit übergeführt werden können.

Diese physiologische Ausstrahlung, welche nach Höffding zum Zustandekommen eines Gefühles zu dem physiologischen Correlate der intelectuellen Momente noch hinzukommen mufs, ist aber doch nur als eine Nebenwirkung desjenigen Processes anzusehen, welcher der eigentlich gefühlserregenden Wahrnehmungs- und Vorstellungsconstellation zu Grunde liegt. Das physiologische Correlat dieser eigentlichen psychologischen Gefühlsursache dürfen wir aber überhaupt nicht als Thätigkeit der Nervenorgane in einer für gleiche Gefühle gleichmäfsig bestimmten Richtung auffassen. Wie wir später genauer sehen werden, hängt die Gefühlswirkung einer psychischen Thätigkeit weniger von dem Charakter der einzelnen Empfindungs- und Vorstellungselemente an sich ab, also sozusagen weniger von der Richtung der seelischen Thätigkeit an den einzelnen Stellen, als vielmehr von dem gegenseitigen Verhältnifs der verschiedenen Richtungen zu einander. Jederzeit, wenn sich diese Wahrnehmungs- und Vorstellungsverhältnisse, zu denen natürlich auch die psychischen Correlate des augenblicklichen somatischen Zustandes gehören, in entsprechender Weise gestalten, können wir Lust und Unlust in allen Stärken haben. Bei den Farbenempfindungen ist dies ja etwas anderes. Es entspricht der einzelnen Farbenempfindung wohl thatsächlich eine Thätigkeit des Sehorganes in einer bestimmten Richtung, und wenn wir die Netzhaut mit einer bestimmten Farbe fortgesetzt reizen, z. B. durch Sehen durch farbiges Glas, so können wir zuletzt zeitweise die betreffende Farbe überhaupt nicht mehr in jener ersten

Intensität empfinden. Es kann also in der That von einer Erschöpfung der Energie nach einer Richtung hin gesprochen werden. Wenn aber ein Object gleichgültig oder überdrüssig geworden ist, werden andere Dinge unser Interesse umso eher erregen. Es ist also die physiologische Energie zu Lust und Unlust überhaupt, wenn wir diesem Ausdruck einen Sinn beilegen wollen, nur mit der Energie zum wachen seelischen Leben selbst aufzehrbar.

Man könnte aber nun meinen, die Fähigkeit zur Lust oder Unlust von einem bestimmten Object könnte doch dadurch erschöpft werden, dafs die Energie zu der besonderen physiologischen Thätigkeit aufgezehrt werde, welche dem gefühlserregenden Vorstellungscomplexe selbst zu Grunde liegt. Der physiologischen Ermüdung der entsprechenden Theile des Centralorganes müfste eine herabgeminderte Thätigkeit und damit ein weniger gefühlsbetonter Ablauf der Vorstellungen entsprechen.

Nun wird ja zweifellos durch die Thätigkeit der Sinne wie durch die psychische Thätigkeit überhaupt eine physische Abnutzung des Centralorganes hervorgerufen, da eben Physisches und Psychisches in einem Abhängigkeitsverhältnifs steht. Der Mensch mufs in gewissen Zeiträumen geistig und körperlich ausruhen, um zur Lebensbethätigung und damit natürlich auch zum Fühlen fähig zu sein. Auch verbraucht gewifs die eine Thätigkeit diese Kraft mehr als eine andere. Wir wissen jedoch nichts davon, dafs diese physische Kraft auf die einzelnen physiologischen Functionen, die bestimmten psychischen Thätigkeiten entsprechen, so vertheilt sei, dafs durch längere Bethätigung in einer bestimmten Vorstellungsrichtung die entsprechende Leistungsfähigkeit ebenso wie die Leistungsfähigkeit eines einzelnen Muskels oder Netzhautelementes annullirt werde, während andere physiologische Dispositionen, die anderen psychischen Thätigkeiten entsprechen, ihre Leistungsfähigkeit noch besitzen. Nur dies müfste ja doch von einem Vertreter der oben bezeichneten Anschauung angenommen werden, da nun einmal feststeht, dafs mit der Entstehung der Gleichgültigkeit für ein bestimmtes Object noch lange nicht alle übrigen psychischen Erregungsweisen ihre Gefühlswirkung verloren haben.

In der That bestehen nicht einzelne gesonderte Kraftvorräte

für die mannigfaltigen psychischen Dispositionen in der Weise, dafs jede Einzelerregung sozusagen ganz auf sich selbst angewiesen wäre. Die psychische Kraft ist etwas Einheitliches, das allen Erregungen fortwährend zu Gute kommen kann. Und dies ändert sich natürlich in keiner Weise, wenn wir von der rein psychologischen Betrachtung zur psychophysiologischen übergehen, weil die letztere nichts anderes sein kann, als eine physiologische Deutung der in der reinen Psychologie gewonnenen Anschauung. Das physiologische Correlat für die seelische Thätigkeit, d. h. die Thätigkeit des Centralorganes mufs daher als eine eben solche Einheit gefafst werden wie jene seelische Thätigkeit selbst; und die physiologische Energie dieses Centralorganes mufs etwas ebenso Einheitliches sein, wie die seelische Kraft. Es müssen daher alle möglichen psychophysiologischen Einzelerregungen an dieser Gesammtenergie theilhaben können, in dem Maafse als noch die physiologischen Bedingungen zum seelischen Leben überhaupt gegeben sind. — Allerdings bestehen natürlich ganz bestimmte psychologische Bedingungen, von denen die Antheilnahme einer Einzelerregung an dieser allgemeinen Kraft abhängt, und diese Bedingungen können auch möglicherweise für eine Erregung nicht mehr erfüllt sein. Niemals aber dürfen wir uns den Verlust dieses Anspruches als Aufzehrung oder Verbrauch eines eigens dafür vorhandenen Theiles der psychischen Kraft denken.

Am allerwenigsten kann endlich allmähliche Herabminderung einer bestimmten Gefühlsbetonung aus einer solchen Aufzehrung abgeleitet werden. Ein Sinnesgebiet, dessen zugehörige Wahrnehmungen jetzt gerade ein besonderes Interesse besitzen, und das demnach in besonderem Maafse seine Kraft verbrauchen müfste, hält sich ja vielmehr eben dadurch in möglichst dauernden und umfangreichen Besitz der seelischen Kraft. So müssen wir uns zunächst ohne Vorurtheil nach den rein psychologischen Verhältnissen umsehen, welche das Entstehen und Vergehen des Interesses erklären, bevor wir eine neue physiologische Deutung dieser besonderen Thatsachen versuchen können.[1]

Abgesehen davon, dafs es eine eigene und begrenzte Kraft für ein bestimmtes Gefühl überhaupt nicht giebt, wäre aber

[1] Vgl. im Uebrigen Lipps, Grundthatsachen des Seelenlebens und Recension von Lehmann's Gefühlslehre.

zweitens selbst mit der Möglichkeit einer solchen Herabminderung der Fähigkeit, ein bestimmtes Gefühl zu haben, noch lange nicht auch schon eine gröfsere Empfänglichkeit für das entgegengesezte Gefühl selbstverständlich. Bei dem Farbencontrast folgt ja diese gesteigerte Empfänglichkeit für die Complementärfarbe nicht a priori aus der Herabminderung derjenigen für die gleiche Farbe. Zu der Erklärung dieses Zusammenhanges müssen wir vielmehr erst einen besonderen physiologischen Mechanismus voraussetzen, der sich nur auf das besondere Verhältnifs der Complementärfarben bezieht und auf andere qualitative Unterschiede nicht ohne Weiteres übertragbar ist. Höffding scheint denn auch eine solche Tendenz des Ueberganges von einem Gefühle zu dem ihm entgegengesetzten besonders nachweisen zu wollen. Er sagt: „Wie die Contrastfarben nicht nur einander hervorheben, sondern auch leicht ineinander übergehen, so bereitet ein Gefühl oft dem entgegengesetzten den Weg.“ Es sollen sich also nach H. die Uebergänge zwischen Gegensätzen des Gefühles, wie zwischen Liebe und Hafs, Hoffnung und Furcht, Ehrfurcht und Verachtung besonders leicht vollziehen.

Hier handelt es sich einfach um eine Thatsachenfrage. Unsere Erlebnisse dürften aber im Gegensatz zu jener Behauptung darauf hindeuten, dafs die Stärke und Dauer eines Gefühles und die damit zusammenhängenden physiologischen Vorgänge dem Zustandekommen des entgegengesetzten Gefühles mit seinen physiologischen Begleiterscheinungen gerade direct entgegenstehen.

Wenn mit dem hohen Grad von Liebe wirklich zugleich glückliche Liebe, also hohe Lust, gemeint ist, und nicht blos starke Leidenschaft, die ja an sich noch keine starke Lust, sondern nur Vorbedingung zur Lust ebenso wie zur Unlust in grofser Stärke ist, dann wird die Liebe nicht so leicht wie Höffding meint, dem Hasse Platz machen. In dieser Verfassung kann man sich eben keinen Menschen so leicht als schlecht und hassenswerth denken. Und so bewirkt ganz allgemein jedes Gefühl durch die psychologische und physiologische Ressonanz eine gehobene oder niedergedrückte Stimmung, welche den eigentlichen Gefühlsanlafs überdauert und auch weiterhin ein erneutes Entstehen des gleichen Gefühles begünstigt. Diese Thatsachen sind von jeher in der Gefühlspsychologie betont worden. Er-

wähnen mufs ich noch, dafs auch schon Külpe[1] speciell auf diese Gegeninstanz gegen das Gesetz des Gefühlscontrastes in seiner hier angegriffenen Form ausdrücklich hingewiesen hat.

Ueberhaupt ist nach aller sonstigen Erfahrung über die Bedingungen von Lust und Unlust jede Erklärung eines Gefühlsvorganges anzuzweifeln, welche sich auf eine Tendenz des seelischen Lebens gründet, sowohl nach Lust als nach Unlust hin erregt zu werden, oder gar darauf, dafs die Persönlichkeit für Unlust jemals dadurch besonders empfänglich sei, dafs sie Lust gehabt hätte. Denn darauf müfste es ja nach Analogie des Farbencontrastes hinauslaufen, und H. selbst scheint dies als seine eigentliche Meinung zu erkennen zu geben, wenn er behauptet „die Sättigung an einem Gliede des Gegensatzes (der Gefühle) erzeugt das Bedürfnifs, das andere zu erleben."

Alle Unlust läfst sich darauf zurückführen, dafs der Persönlichkeit etwas zugemuthet wird, das ihrer eigenen Anlage oder ihrer Art und Weise sich erregen zu lassen, d. h. also auch ihrer Empfänglichkeit nicht entspricht. Es wäre also mit dieser Anlage oder Tendenz zur Unlust bereits ein Widerspruch gegen das Grundgesetz des Gefühlslebens gegeben.

Mag man also die mit dem Gefühl zusammenhängenden physiologischen Vorgänge oder die den Gefühlen zu Grunde liegenden Vorstellungsverhältnisse betrachten, niemals läfst sich nachweisen, dafs ein Gefühl rein als solches dem unmittelbar folgenden entgegengesetzten Gefühl den Weg bereite oder eine stärkere Entfaltung zukommen lasse; und am allerwenigsten läfst sich ein physiologisch begründetes Gesetz eines Gefühlscontrastes aufstellen. Damit scheint also wohl der Gefühlscontrast nach allen Seiten hin genügend gegen einen physiologischen Contrast, wie er bei den Farbenempfindungen vorliegt, abgegrenzt, und überhaupt jeder analoge physiologische Erklärungsversuch widerlegt. Insbesondere dürfte man nunmehr auch dem Contrast-Associationsgesetz von De Sanctis, soweit es sich auf den Gefühlscontrast bezieht, ablehnend begegnen.

Gefühlscontrast und Wahrnehmungscontrast.

Eine Zusammenfassung der zu erklärenden Gefühlserscheinungen mit den an zweiter Stelle behandelten Wahrnehmungs-

[1] Külpe, Psychologie, S. 269f.

contrasten kann nur bei einer äufserlichen Uebertragung der besonderen Gefühlsverhältnisse auf das Schema des Wahrnehmungscontrastes und einer etwas schiefen Darstellung der ersteren versucht werden. Auf jeden Fall ist damit für die Erklärung der Gefühlserscheinungen selbst nichts geleistet.

So hat vor allem Fechner den Gefühlscontrast mit dem Wahrnehmungscontrast, wie wir ihn früher behandelten, in einer Weise zusammengestellt, als ob er Wahrnehmungselement und Gefühl völlig analog behandeln dürfte. An Stelle des „Roth" und „Grün", „Grofs" und „Klein" der Wahrnehmungsinhalte wird einfach das „Lustgebende" oder „Unlustgebende" gesetzt, wie dies schon aus der zu Anfang der Abhandlung citirten Stelle hervorgeht.

Fechner drückt sich allerdings an diesen Stellen überall sehr vorsichtig aus, und man dürfte von den citirten Stellen aus keinen voreiligen Schlufs auf seine allgemeine Gefühlslehre ziehen. Er macht zwischen den objectiven Empfindungselementen und den Gefühlen einen scharfen Unterschied und trennt bei den letzteren auch hinreichend deutlich die in den Wahrnehmungsinhalten liegenden Bedingungen von den in der übrigen Persönlichkeit bestehenden. Nur scheint es, auch bei den allgemeinen Capiteln über die Gefühlsbedingungen, als ob er die aus dem Zusammenwirken des Wahrnehmungsinhaltes und der übrigen Persönlichkeit folgenden Bedingungen für das Gefühl doch wiederum als ein etwas zu selbstständiges Moment auffafst, das er nun wie einen einzelnen Empfindungs- und Vorstellungsinhalt zu anderen Gefühlsbedingungen in Wechselwirkung treten läfst.

Für uns haben die Wahrnehmungscontraste bereits einen ganz bestimmten Typus gewonnen: Die Grade der einzelnen Merkmale der Objecte machen je nach den vorhergegangenen Wahrnehmungen einen verschiedenen Eindruck. Inhaltlich sind sie jedoch in keiner Weise von früheren Wahrnehmungen beeinflufst. Um also die genannte Analogie herzustellen, müfste man an Stelle der Ausdehnung eines Räumlichen etc. einfach Lust- und Unlustwirkung einsetzen. Wie ein Ton von bestimmter Intensität laut oder leise erscheint, oder einen kräftigen oder einen schwächlichen Eindruck macht, je nachdem ein schwächerer oder stärkerer Ton vorherging, so müfste auch das eine Vorstellung begleitende Lustgefühl, das auf Unlust oder geringere Lust folgt, durch diesen blofsen Contrast zum vorhergehenden Gefühl stärker

erscheinen oder mehr Eindruck machen. Das Gefühl unterscheidet sich aber ja gerade dadurch von den Elementen der Wahrnehmung, dafs es selbst „Eindruck", d. h. subjectiver Bestandtheil des Bewufstseins ist. Demgemäfs kann es nicht wie die objectiven Elemente, d. h. die Wahrnehmungen, stärker oder schwächer erscheinen.

Das Bewufstsein eines bestimmten Stärkegrades des Gefühles oder Eindruckes ist in seiner Qualität unmittelbar gegeben. Man kann also nicht wie Höffding sagen, die Gefühle seien nur durch ihren Gegensatz das, was sie sind. Die Lust an einem eben erst erworbenen Gut ist, wenn sie stärker erscheint, thatsächlich stärker als die Lust an einem schon lange besessenen unter sonst gleichen Umständen.

Aber weiter: Dafs die Wahrnehmungen objectiv gleich sein und doch zugleich einen verschiedenen Eindruck machen können, beruht allgemein gesagt, auf dem Gegensatz der Wahrnehmungselemente und anderweitigen psychischen Vorgänge. Bei den Wahrnehmungscontrasten wird einer durch Erfahrungsassociationen begründeten Tendenz zur Vorstellung bestimmter Merkmale durch eine thatsächliche Wahrnehmung, welche von jener Erwartung unabhängig zu Stande gekommen ist, widersprochen. Von einem Gegensatz zwischen einer auf der Erfahrung beruhenden Tendenz, ein bestimmtes Gefühl zu vollziehen, einerseits und einem davon unabhängig auftretenden thatsächlichen Gefühl, kann aber keine Rede sein. Es giebt hier gar keine zwei Momente, die zueinander in jene widerstreitende Beziehung treten können. Damit eine Tendenz zum Vollzug eines bestimmten Wahrnehmungselementes gegeben sei, genügt das Wiederauftreten einzelner Elemente, die einmal mit jenem gleichzeitig wahrgenommen wurden. Und an Stelle dieses Wahrnehmungselementes kann nun ein anderes treten.

Völlig anders verhält es sich mit dem Gefühl. Das Gefühl beruht jederzeit auf dem psychischen Gesammtthatbestand. Angenommen das psychische Leben schliefse in sich die Tendenz nach einem gewissen Gesammtzustande, so ist darin natürlich zugleich die Tendenz zum Zustandekommen eines entsprechenden Gefühles eingeschlossen. Kommt nun aber ein neues Gefühl, natürlich nicht ohne Vorstellungsbasis, so ist dies Gefühl wiederum durch den psychischen Gesammtthatbestand bedingt, d. h. es ist bedingt nicht nur durch diese Vorstellungsbasis, sondern zugleich

durch jene „Tendenz“. Es tritt also zu dem der Tendenz nach bestehenden Gefühle nicht in Gegensatz, sondern ist durch die Bedingungen desselben mitbedingt.

Andererseits entsteht auch nach dem eben Gesagten die Tendenz zu einem Gefühl nicht etwa einfach daraus, dafs die Erinnerung an das Object des Gefühles wiederkehrt. Und dann kann das neue Gefühl auch nicht zu einer solchen Tendenz in Gegensatz treten und demgemäfs in höherem Grade „auffallen“.

Die Erinnerung an ein Object das früher mit einem bestimmten Lust- oder Unlustgrad verbunden war, bewirkt keineswegs ohne Weiteres die Erwartung eines erneuten ebenso lust- oder unlustbetonten Auftretens der Wahrnehmung. Wir können uns ganz genau der Lust erinnern, die wir bei bestimmten Geschmacksempfindungen, etwa beim Genufs eines Apfels, früher einmal gehabt haben, und doch beim jetzigen Bevorstehen des gleichen Genusses vielleicht die entschiedenste Unlust „erwarten“, wenn dieser Ausdruck überhaupt für Gefühle zulässig ist. Es können eben jetzt in unserer Persönlichkeit ganz andere Bedingungen vorhanden sein, welche zu jenen Geschmacksempfindungen in directen Widerspruch treten. Die Erinnerung an früher erlebte Lust oder Unlust wird vielmehr immer nur dann zugleich die Erwartung oder Voraussicht der gleichen Gefühlswirkung mit sich bringen, wenn in uns selbst die Bedingungen für die Auffassung des gleichen Objectes die nämlichen geblieben sind.

Das vorhin Gesagte können wir auch so ausdrücken: dafs ein Gefühl stärker erscheint, weil es zu einem erwarteten Gefühl in Gegensatz tritt und demgemäfs in höherem Maafse auffällt, ist, abgesehen von dem Widersinn dieses „Auffallens“, auch darum unmöglich, weil es unmöglich ist, dafs wir ein Gefühl als solches erwarten und durch ein anderes Gefühl in dieser Erwartung enttäuscht werden. Dies schliefst natürlich nicht aus, dafs ein Gefühl — nicht stärker scheint, sondern stärker ist, weil wir angenehm oder unangenehm enttäuscht sind. Aber die Enttäuschung ist dann nicht eine Enttäuschung über das Gefühl als solches, sondern eine Enttäuschung über die das Gefühl bedingenden Erlebnisse, äufseren oder inneren Vorgänge, Wahrnehmungen, in uns erregte oder anklingende Vorstellungen.

Dieser Behauptung scheint die Erfahrung zu widersprechen. Wer hätte nicht schon das eigenthümliche Gefühl der Ent-

täuschung erlebt, wenn er nach langen Jahren einmal wieder an die Stätte seiner Kindheit kommt und dort des Anblickes der einst so geliebten Plätze nicht so froh werden kann, als er es sich vor seiner Ankunft im Geiste ausgemalt hat, selbst wenn die ganze Gegend dort noch genau so aussieht wie ehedem. Man könnte hier an einen Widerspruch zweier reiner Gefühle ohne einen solchen Widerspruch von objectiven Vorstellungselementen glauben. Doch wird diese Auffassung nur dann möglich sein, wenn wir die Wahrnehmung zu äufserlich fassen und vergessen, dafs wir uns doch niemals blos an einzelne Wahrnehmungen, z. B. an bestimmte Häuser, Bäume und Berge der Heimath erinnern, dafs vielmehr die Vorstellungen der einzelnen Objecte unserer Vaterstadt in ihrem Zusammenhang mit all den Beziehungen zu theueren Persönlichkeiten und wichtigen Ereignissen erregt werden, die vielleicht gar nicht gesondert zum Bewufstsein gelangen. Obgleich wir uns vielleicht logisch völlig klar sind, dafs diese Personen, Gegenstände und Ereignisse jetzt nicht mehr in dieser Gegend vorkommen, so vermögen wir damit doch nicht die Vorstellung der gegenwärtig noch für uns vorhandenen Objecte in der Erinnerung von jenen psychologisch so loszutrennen, dafs wir die alleinige Gefühlswirkung der losgetrennten Scenerie in uns erleben und von dem bevorstehenden Wiedersehen erwarten würden. Kurz wir erwarten ganz unreflectirt in der früher schon besprochenen Weise die Objecte in dem ehemaligen Lebenszusammenhang eingeordnet zu fassen und sehen uns bei der erneuten Wahrnehmung hierin getäuscht. Auch in diesem Falle beruht also das Contrastgefühl der Enttäuschung über eine Gefühlswirkung auf einer Täuschung über objective Verhältnisse. Eine Wahrnehmung also kann zu einer psychischen Tendenz in Gegensatz treten, das Gefühl ist aber stets die Folge des ganzen inneren Erlebens. Nur dies kann nicht zu sich selbst in Gegensatz treten.

Es könnte nun Jemand meinen, dafs doch in der That eine solche Tendenz zum Vollzug von Gefühlen vorhanden sei, die allerdings nicht wie bei dem Wahrnehmungscontrast durch Erfahrungsassociationen bedingt sei, die aber dennoch von dem Gefühle, wie es nach den Gefühlsgesetzen jeweils thatsächlich erfolgt, unabhängig wirke und zu diesem in ein gewisses Verhältnifs treten könne. Ich denke an die Anschauung, wonach wir eine Tendenz besitzen, Lust zu erfahren und Unlust zu ver-

meiden. Sind die Verhältnisse unserer Persönlichkeit und der Wahrnehmungen von der Art, dafs wir wirklich Lust erleben, so wird jener Tendenz entsprochen und so ergiebt sich eine secundäre Lust, wird dieser Tendenz nicht entsprochen, so ergiebt sich eine secundäre Unlust. Mit dieser Behauptung könnte nun in der That eine Erhöhung der successiven Gefühlsgegensätze plausibel gemacht werden, und Fechner scheint wohl auch an etwas Derartiges zu denken, wenn er beim Princip der ästhetischen Folge eine Steigerung der Lust nach Unlust und umgekehrt damit erklärt, dafs eine „secundäre" Lust resp. Unlust über den „Fortschritt" oder „Rückschritt" hinzukomme.

Man könnte nun zunächst bezweifeln, ob die Gefühle in dieser Weise überhaupt ihrerseits nochmals Gegenstand der Lust oder Unlust werden können. Es könnte jene Annahme ebensowenig statthaft erscheinen als die vorhin zurückgewiesene Auffassung, dafs uns das Gefühl noch einen besonderen Eindruck der Stärke oder Schwäche mache. Aber es handelt sich hier nicht darum, dafs das Gefühl durch die Stellung zu dieser besonderen Gefühlstendenz selbst anders erscheinen oder einen anderen Charakter bekommen soll. Gerade die Eindeutigkeit des subjectiven Erlebnisses in einem Gefühl von bestimmter Qualität und Stärke macht es möglich, dafs zu diesem Inhalt Stellung genommen und Lust oder Unlust an ihm erfahren wird. Alle Psychologie des Gefühles beruht ja ebenfalls nur auf dieser Möglichkeit, unseren eigenen subjectiven Zuständen sozusagen ins Auge zu schauen. Nur ist eben diese Auffassung und Beurtheilung des erlebten Gefühles ein neuer psychischer Act für sich. Die Freude an einem Object oder Vorgang, über die man sich vielleicht wieder besonders freuen kann, kommt selbst nicht dadurch zu Stande, dafs ich diese Freude oder mich als die sich freuende Persönlichkeit ins Auge fasse, sondern einzig und allein durch Apperception des Objectes, welche das Gefühl erregt. Alles Wegwenden des inneren Blickes von dem Object auf mich als den sich Freuenden würde zunächst die Freude an dem Objecte nur stören können. Erst wenn das Gefühl im alleinigen Hinblick auf seinen Gegenstand psychisch fertig ist, kann ich ihm gegenüber als Factum Stellung nehmen. Ich freue oder ärgere mich also genau genommen niemals über das gegenwärtige, sondern höchstens über das eben vergangene oder zukünftig wieder zu erwartenden Ge-

fühl, vorausgesetzt, dafs ich überhaupt mein Ich mit seinen subjectiven Erlebnissen aus irgend einem Grunde zum Gegenstand meiner Beurtheilung machen will.

Dies zugestanden besteht also allerdings die Möglichkeit eines besonderen Verhältnisses zwischen einem thatsächlich erlebten Gefühle und einer Tendenz, immer Lust und niemals Unlust zu erfahren. Nur darf diese Tendenz wo sie wirklich vorkommt, nicht mit der psychologischen Nothwendigkeit verwechselt werden, dafs die thatsächliche oder in der Vorstellung anticipirte Erfüllung unseres Strebens stets von Lust begleitet ist. Diese Lust ist nicht Gegenstand des Strebens gewesen. Ja selbst wenn von Jemand aus besonderen Gründen ein Gefühl, z. B. Lust, erstrebt worden wäre, so ist dies als Ziel vorgestellte und dann erlebte Gefühl von der Lust, welche die Erfüllung dieses Gefühlsstrebens begleitet, wohl zu unterscheiden. Denn die erstrebte Lust kann nur durch Betrachtung solcher Verhältnisse, aus denen nach den psychologischen Gesetzen thatsächlich Lust folgt, zur wirklichen Lust werden, über die man sich dann noch besonders freuen kann. Nur die Begleitung des erfüllten Strebens von Lust, des nicht erfüllten von Unlust ist also psychologisches Gesetz. Dafs man hingegen die Lust, als diesen aus der Erfahrung bekannten Zustand unseres Ich zum Gegenstand des Strebens mache, ist ein stets auf besonderen Gründen beruhender einzelner Vorsatz. Dem Streben nach einfacher Lust treten qualitativ irgendwie anders bestimmte Gefühlsstrebungen an die Seite, etwa das ausschliefsliche Streben eines Asceten nach dem Gefühl möglichst angespannter Selbstbeherrschung etc. Die Gefühlsstrebungen insgesammt verschwinden aber wiederum fast vollständig hinter den Strebungen nach bestimmten äufseren Verhältnissen, nach Empfindungen und Vorstellungen.

Diese Einführung der „secundären" Gefühle, welche aus dem Streben nach Gefühlen folgen können, leistet aber nun vor Allem gar nichts zur Erklärung der thatsächlich vorliegenden Contrastfälle im Gefühlsleben, wie sie im vorigen Kapitel zu Anfang erwähnt wurden. Allerdings würde ein Mensch, der wirklich jene Tendenz nach Lust in sich trägt, bei allem Angenehmen und Unangenehmen wegen seiner besonderen Glückswünsche eine Steigerung der allgemeinen Lust- oder Unlustwirkung erfahren können. Auch müfsten gerade die successiven Gegensätze dadurch gröfser ausfallen. Dies würde aber aus keinem besonderen Con-

trastgesetze entspringen, sondern einfach aus der thatsächlichen Vermehrung der Lust- oder Unlustgründe durch besondere Berücksichtigung der subjectiven Erlebnisse. Bei den oben erwähnten allgemeinen Contrastfällen handelt es sich aber nicht um ein solches besondere Interesse für die Gefühle als solche. Vielmehr erfolgt eine Steigerung der Gefühlswirkung gerade ohne eine solche Herbeiziehung neuer Gefühlsgründe, mögen dieselben nun im erlebten Gefühl selbst oder in anderweitigen Thatsachen bestehen. Somit wäre also auch dieser Versuch besprochen, den Gefühlscontrast mit Einführung besonderer Gefühlstendenzen dem Wahrnehmungscontrast analog zu behandeln, wozu man vielleicht durch Fechner sich versucht fühlen könnte.

Es läfst sich nun doch in etwas anderer als in der bisher kritisirten Weise der Zusammenhang zwischen dem Wahrnehmungscontrast und dem Gefühlscontrast herstellen, wenn wir dabei den allgemeinen Zusammenhang im Auge behalten, der überhaupt zwischen Wahrnehmung und Gefühl besteht. Seinerzeit wurde festgestellt, dafs beim allgemeinen Wahrnehmungscontrast keineswegs eine Veränderung von Wahrnehmungsinhalten vorliege, sondern nur ein bestimmtes Contrastgefühl zu der neuen Wahrnehmung hinzutrete. Unter gewissen Umständen mufs nun damit auch ein Gefühlscontrast zwischen Lust und Unlust zusammenhängen können. Das relativ Bedeutende erregt ja ein Gefühl der Ueberraschung und des Erstaunens, das Unbedeutende hingegen Geringschätzung. Wenn nun zuerst etwas hinter dem Normalmaafs Zurückbleibendes auftritt, und bald darauf etwas Uebernormales, so wird zuerst ein Gefühl der Enttäuschung oder Geringschätzung, dann aber ein umso stärkeres Gefühl der Ueberraschung eintreten müssen. Und in dem Maafse, als die persönlichen Interessen irgendwie bei der Höhe des Grades der betreffenden Eigenschaft betheiligt sind, mufs je nachdem der hohe und geringe Grad erwünscht, schön etc. oder unerwünscht, häfslich etc. vorkommen. Dem Wahrnehmungscontrast mufs dann gleichzeitig ein Gefühlscontrast zwischen Lust und Unlust parallel gehen.

An jener Stelle brauchten wir nun die Erklärung des Wahrnehmungscontrastes nicht weiter als bis zur Feststellung der Contrastgefühle zu führen, da es ja nur auf die Widerlegung des Versuches ankam, diese Fälle mit dem Farbencontrast zu identifiziren oder irgendwie auf andere inhaltliche Veränderungen

der Wahrnehmungsinhalte zurückzuführen. Wenn wir jedoch den Gefühlscontrast als solchen besprechen, so dürfen wir uns nicht begnügen, auf jene Fälle hinzuweisen und noch weniger dürfen wir in der Weise eine Analogie versuchen, dafs wir für die objectiven Eigenschaften einfach Lust- oder Unlustwirkung einsetzen, was vorhin als unmöglich nachzuweisen versucht wurde. Wir müssen vielmehr umgekehrt die Gefühlserscheinungen, welche das Wesen des Wahrnehmungscontrastes ausmachen, als einen Specialfall des allgemeinen Gefühlscontrastes ansehen. Dies wird uns noch deutlicher werden, wenn wir das Folgende beachten.

Bei den Wahrnehmungscontrasten kamen wir schon dahin, dafs wir feststellten, ein Grad einer Eigenschaft mache auf uns keinen besonderen Eindruck oder falle nicht besonders auf, wenn er mit dem bisher Gewohnten vollkommen übereinstimme, oder wenn wir uns an ihn selbst gewöhnt hätten. Erst eine Abweichung von diesem Grade mache wieder einen besonderen Eindruck, so dafs also ein solcher Contrast zum Bisherigen eintreten mufs, damit ein Grad überhaupt eine besondere Qualification erhalte. Wie nun den objectiven Merkmalen Bedeutung oder Geringfügigkeit nur dann zugesprochen wird, wenn sie vom Gewöhnlichen abweichen, so erregen die Objecte ganz allgemein ein besonderes Gefühl, also auch Lust oder Unlust in besonderem Grade nur dann, wenn sie von dem bisher Gewohnten oder von dem bisherigen Lebenszusammenhang irgendwie abweichen. Ein Gut, das wir fortwährend besitzen, wird keine besondere Lust mehr erregen, es wird vielmehr selbstverständlich und gleichgültig, und nur etwas Werthvolles, das wir noch nicht besessen haben, ist unsere besondere Lust zu erregen im Stande. Ebenso werden uns Uebel durch die Gewöhnung leichter und nur dasjenige, was der bisherige Zustand noch nicht enthält, ist ein stärkeres Unlustgefühl zu erzeugen fähig.

Dabei ist dasjenige Moment, welches den Gefühlscontrast bedingt, natürlich immer eine Veränderung des bisher gewohnten Wahrnehmungs- und Wirklichkeitszusammenhanges, sei es, dafs blos ein Merkmal eines bekannten Objectes seinen Grad ändert oder ein Zuwachs oder eine Herabminderung innerhalb des ganzen Lebenszusammenhanges überhaupt erfolgt. Es liegt also immer zugleich ein Wahrnehmungscontrast vor. Daher ist nicht nur unter Umständen beim Wahrnehmungscontrast in der oben

besprochenen Art ein Gefühlscontrast vorhanden, sondern jedem durch Wahrnehmungen veranlafsten Gefühlscontrast liegt auch selbstverständlich ein Contrast auf dem Gebiete der Wahrnehmungen zu Grunde. Beide Vorgänge gehören wie Vorstellung und Gefühl überhaupt zusammen. Doch sprechen wir gewöhnlich nur dann von einem Wahrnehmungscontrast, wenn wir den objectiven Contrast einfach hinnehmen, ohne dafs uns persönlich irgend etwas an dem „mehr“ oder „minder“ gelegen wäre, abgesehen davon, dafs es unsere erfahrungsgemäfsen Vorstellungsbahnen stört und eine gröfsere oder geringere Auffassungskraft erfordert. Ein Gefühlscontrast hingegen liegt nur dann im vollen Sinne des Wortes vor, wenn solche objective Verhältnisse in Contrast treten, die starke entgegengesetzte Gefühle der Lust oder Unlust erregen. Zwischen diesen beiden Grenzfällen giebt es natürlich viele Zwischenstufen, ja der einfachste Wahrnehmungscontrast hat auch immer eine eigenthümliche Gefühlsfärbung, wie ja schon aus der Bezeichnung des Contrastgefühles als eines Gefühles der Ueberraschung oder Enttäuschung hervorgeht. Nur in dem soeben dargelegten Sinne dürfte also mit Wundt von einer Uebertragung der Contrastwirkung von dem Gefühl auf die Wahrnehmungen und Vorstellungen gesprochen werden.

Lebenslauf des Verfassers.

Hans Ludwig Wilhelm Wirth, Sohn des K. Gymnasialprofessors Christian Wirth in Bayreuth, wurde am 26. Juli 1876 zu Wunsiedel geboren. Im Jahre 1881 siedelten die Eltern nach Bayreuth über. Daselbst besuchte er die Volksschule und das K. humanistische Gymnasium, das er im Jahre 1894 absolvirte. Seitdem gehörte er drei Jahre lang der K. Universität zu München an. Er studirte von Anfang an Philosophie, daneben im ersten Semester auch Jurisprudenz, später insbesondere Mathematik und Physik. Am 17. Juli 1897 bestand er das Doctorexamen bei der philosophischen Facultät I. Section zu München. Aus den beiden Nebenfächern der Mathematik und Physik legte er auch das erste Lehramtsexamen ab.

Die vorliegende Dissertation ist der erste Theil einer gröfseren Abhandlung, welche aus dem psychologischen Seminar des Herrn Universitätsprofessors Dr. Theodor Lipps hervorgegangen ist, dem der Verf. seit Beginn seiner Universitätszeit angehört hat. Auch an dieser Stelle erlaubt sich der Verf., seinem hochverehrten Lehrer den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Druck von Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.